

224

Neue Monatshalle
für
Dichtkunst und Kritik.

Veranlagt von

dem

Oscar Blumenthal.

2. Jahrg. 1875. Band I.

Berlin 1875.

Verlag von Georg Stilke.
Wohl Druckerei zu

Inhalt.

	Seite
Das Geheimnis. Novelle vom Victor von Strauß	1
Eine Geschichte in Liedern. Von Otto v. Reizner-Grünberg . . .	39
Der Jankapsel. Schwank in einem Act von Paul Lindau	41
Gedichte. Von Oscar Wielten, C. Ferd. Meyer, Th. Aufrecht .	54
Die deutsche Dichterin. Von Johannes Scherr	56
Reber Alst's „Prinzen Friedr.“ von Homburg. Von Hans von Wollzogen	65
Kritische Rundschläge	74
Karl Nohenkranz. Von Hieronymus Oettm.	
Schöne Bucherschau.	
Der Kritik der Kritik. Von Oscar Blumenthal.	
Miscellen.	

Für „Neues Monatsheft“ erscheinen regelmässig am Ende jedes Monats im Umdrage von 5-6 Pages Text, abg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Ausgaben und Pauschalaten nehmen Geltungen an.

Redactionschluss: 16. Juli.

Das Geheimniß.

Novelle von Victor von Strauß.

Die Präsidentin betrachtete sich und ihren Anzug in dem großen Spiegel ihres Wohngemachs mit befriedigten Blicken. Obgleich dem vierzigsten Jahre nahe, war sie noch immer eine der schönsten Frauen und selbst am wenigsten geneigt, sich diese Anerkennung zu versagen. Kein Maler, kein Bildhauer hätte sich ein vollkommeneres Modell wünschen mögen. Stirn und Mund umschwebte zwar ein Zug von Härte, Augen und Wangen ein Ausdruck von Leichtfinn, aber beides zusammen gab ihr zugleich etwas Räthselhaftes, das um so mehr anzog. Es schien auf sie selbst zu wirken, so vertieft sie sich in ihr Spiegelbild, während sie an der dunkelrothen Rose im Haar noch ein wenig rückte, Armbänder und andern Goldschmuck befestigte und einige Falten aus dem braunrothen Seidenkleide strich, gegen welches das glänzende Weiß der Arme, Hände und des Halses vortheilhaft abstach.

Sie hatte nicht gehört, daß der Präsident indes eingetreten war, und bemerkte dies erst, als sie im Spiegel auch sein Bild, die hohe, etwas vorgeneigte Gestalt mit dem ernsten guten Gesicht und dem angrauenden Haar, dicht hinter sich erblickte.

Willst Du in's Theater, meine Liebe? fragte er, als sie sich zu ihm umwandte.
Wohin sonst? erwiderte sie.

Ich dachte mir's, fuhr der Präsident fort; da Du aber fertig zu sein scheinst, auch der Wagen noch nicht vorgefahren ist, so möchte ich vorher einige Worte mit Dir sprechen.

Mit dem heitern Lächeln, welches ihn nach zwanzigjähriger Ehe noch immer bezauberte, reichte sie ihm die Hand, ließ sich nach dem Sofa führen und setzte sich dort an seine Seite. Doch lag etwas Gespanntes in ihrem Wesen, das erst verschwand, als der Präsident sagte: Es muß Dir auch aufgefallen sein, meine Liebe, daß sich Helene seit einigen Wochen sonderbar verändert hat.

Gewiß war es ihr aufgefallen, obgleich erst seit einigen Tagen. Sie hatte aber sogleich den Hausarzt zu ihrer Tochter geschickt und dieser hatte nach sorgfältiger Untersuchung versichert, Helene sei vollkommen gesund.

So muß sie im Gemüth leiden, so muß sie einen verborgenen Kummer haben, fuhr der Präsident fort. Hast du nicht mit ihr gesprochen? —

Es wäre besser, lieber Mann, Du sprächest einmal mit ihr. Sie hat viel mehr Vertrauen zu Dir als zu mir. Ja, es kommt mir vor, als ob sie mich in der

lebten Zeit sogar zu vermeiden sucht. Sie hat jedenfalls keinen Überfluss an der kindlichen Liebe, die ich fordern müßte, wenn ich weniger nachsichtig wäre. —

Ich versichere Dich, darin irrst Du. Sie liebt Dich, sie liebt Dich wahrhaft, aber ihr beide seid freilich so verschiedene NATUREN, daß ihr einander kaum begreifen könnt; — ein bedenklliches Verhängniß bei Menschen, die so sehr auf einander angewiesen sind; — und dieser Gegensatz mußte sich um so mehr verschärfen, als wir ihr eine sehr freie selbständige Entwicklung vergönnt haben. Bei meinen jetzt so gehäuften Geschäftchen und Dienstreisen habe ich nur selten Zeit gefunden, sie zu beobachten, aber was ich wahrgenommen, hat mir das Herz durchzittern. Welcher Genuß war es mir sonst, das liebe schöne Kind so frisch und gesund, so einfach und natürlich und dabei so lebhaft und flug sich im Hause, in der Gesellschaft bewegen zu sehn! Und wie gedrückt und ängstlich schleicht sie jetzt einher, täglich blässer, stiller, verschlossener, zurückgezogener, nicht selten die Spuren heimlich vergossener Thränen an den Augenlidern! Ich habe gesehen, daß sie bei den gleichgültigsten Gesprächen Anderer plötzlich schreckhaft zusammenfuhr, ohne daß man die Ursache begreifen konnte.

Ich müßte sehr irren, sagte die schöne Frau, als der bekümmerte Vater nach diesen Worten in schmerzliches Nachdenken versank, — ich müßte sehr irren, wenn dem nicht pietistische Schwärmerei zu Grunde läge.

Der Präsident schüttelte schweigend den Kopf.

Run, fuhr sie fort, Du wirst es ja sehen, wenn Du mit ihr sprichst. Eine gewisse Religiosität ist ja etwas ganz Gutes, aber man muß dergleichen nicht übertrieben, und Helene hatte immer einen Hang dazu. Auch pflegt sie schon länger Umgang mit einigen unserer Freunden, die jedem fröhlichen Lebensgenüß, Theater, Tanz, Spiel und Scherz als Sünde verdammen; lauter Dinge, von denen sich auch Helene jetzt zurückzieht. Diese verdrehte Geistesrichtung soll oft unnatürlich überspannte Zustände hervorrufen, in denen sich Kleinigkeiten zum Ungeheuerlichen aufzuschanzen und die Leute bis auf den Tod ängstigen. Es wäre unangenehm genug, wenn sich so etwas in unsere Familie eindränge. — Aber da kommt der Wagen —

Es ist nur ein vorübergehender, sagte der Präsident, indem er sie vom Aufspringen zurückhielt. Auch wird der unsige ja gemeldet werden. Aber in Deinen Vermuthungen irrst Du gewiß. Sie würde sonst Gleichgesinnte aussuchen und nicht die Einsamkeit, sie würde sich mit andern Dingen beschäftigen, als mit fremden Sprachen und weltlichen Wissenschaften; und daß sie damit ihre Zeit ausfüllt, weiß ich von Guido, der sie mit brüderlicher Sorge beobachtet hat und bei seinen vierzehn Jahren schon recht verständig urtheilt.

Ja, versetzte die Mutter lebhaft, Guido ist ein herrlicher Knabe, und Helene wird am Ende noch ein Blaustumpf. Aber vielleicht hat sich ihr der Regierungsrath von Seethal endlich erklärt und die ganze Veränderung kommt daher.

Er hat es nicht gethan, erwiderte der Präsident. Er hat erst heute wieder mit mir davon gesprochen und ist sehr betrübt. Wie glücklich waren wir in der Aussicht auf diese Verbindung! Wie gern ertheilten wir ihm die Erlaubniß, sich um Helenens Gunstigung zu bewerben! Auch durften wir hoffen, daß er sie erlangte. Offenbar begünstigte sie ihn, seine Annäherung erfreute sie, es schien sie zu beglücken, daß er ihr ausschließlich huldigte, und schon, wie er mir heute gestand, suchte er nur

den geeigneten Augenblick, sich ihr zu erklären, als diese unbegreifliche Veränderung eintrat. Seitdem hat sie ihm jede Gelegenheit dazu abgeschnitten; sie vermeidet seine Nähe, und kann sie dies nicht, so ist sie gegen ihn ebenso zurückhaltend und verschlossen, wie gegen uns Alle.

So tritt er wohl zurück? sagte die Präsidentin, indem sie von einem Nebentischchen ihr Opernglaß an sich nahm. —

Im Gegenthil; seine Empfindungen für sie, seine Wünsche sind lebhafter als je. Aber er ist sehr unglücklich, und ich konnte ihm wenig Trost geben. Ich weiß nicht, was ich von dem Kinde denken soll, und kennte ich nicht ihr reines, edles Gemüth, so würde ich glauben, sie habe etwas sehr Schlimmes auf dem Gewissen, das sie quält und dessen Entbedung sie fürchtet. Natürlich kann das nicht so sein. —

Natürlich nicht. Es wäre absurd, so etwas in unsrer Familie vorauszusehen.

Sie nahm das Opernglaß heraus und blickte hindurch, als sähe sie damit in eine weite Zukunft. Beide überließen sich schweigend eine Zeit lang ihren Gedanken. Dann trat ein Diener in die Thür und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Aufathmend sprang die schöne Frau empor, betrachtete sich noch einmal im Spiegel, ließ sich einige wärmere Umhüllungen überhängen, wobei der Gemahl mit liebevoller Zuthätigkeit half, und eilte dann nach flüchtigem Abschiedsgruße die Treppe hinunter.

Langsam verließ der Präsident das reich ausgestattete Zimmer, zögernd stieg er die Treppen zum zweiten Stock hinauf, wo die Wohnungen der Kinder waren, und klopfte. Dort an die Thür von Helenens Gemach. Auf ihr sanftes „Herein“ öffnete er und trat ein.

Der Vater war hier oben eine seltene Erscheinung; kam er aber einmal, so pflegte ihm Helene mit der lebhaftesten Freude entgegenzuwiesen, ihn mit den Lauten der innigsten Liebe und Verehrung zu begrüßen. Beide waren dann glücklich in dem Gefühl einander anzugehören und nie hatte ein Schatten ihr gegenseitiges Vertrauen getrübt. Wie anders heute! Beim Anblitte des Vaters fuhr Helene erschrocken und verstört von ihrem Siche auf, daß Buch, in welchem sie gelesen, glitt ihr aus der Hand, und indem sie sich an der Stuhlslehne hielt und noch bleicher wurde als sie schon war, konnte sie nur mühevoll und langsam die Worte hervorbringen: Ist etwas vorgefallen, Papa?

Richtig, mein Kind, sagte der hast eben so erschrockene Vater, denn es kam ihm vor, als ob sie schwanke, als ob sie niederknien wolle, weshalb er auf sie zueilte, sie liebevoll umfing und zu dem kleinen Divan brachte, wo er sich neben ihr niederließ. Was sollte vorgefallen sein? fuhr er fort.

Sie antwortete nicht; sie war sichtlich bemüht, ihrer Empfindungen Herr zu werden. Er wollte sie darin nicht stören und streichelte schweigend den Rücken ihrer Hand. So blickte sie lange vor sich nieder. Endlich schlug sie die Augen zu ihm auf und sagte: Verzeih mir, lieber Papa!

Was soll ich Dir verzeihen, liebes Kind? versetzte er mit einem herzlichen Druck der Hand. —

Doch ich nicht war wie sonst; doch ich nicht bin, wie ich sein sollte. —

Helene, Du hast einen Kummer, ein Herzleid. Ist es nicht so? —

Sie blickte wieder zur Erde und nickte mit dem Kopfe. —

So vertraue Dich mir, liebes Herz! Du hast keinen treueren Freund als Deinen

Vater, kleinen, der Dein Glück so aufrichtig wünschte, der Dein Leid so innig mitfühlte, der so hilfsbereit wäre, wo zu helfen ist. Ich weiß wohl, daß es näher läge, daß es natürlicher wäre, eine Tochter schüttete in solchem Falle ihr Herz der Mutter aus. Ich fühle, Du erschrickst, Du zitterst bei diesem Gedanken. Es ist ja nicht meine Forderung, ich spreche es nicht einmal als Wunsch aus. Auch soll kein Vorwurf darin liegen, so schmerzlich es für mich auch ist, daß zwei so eng mit mir und durch die Natur so eng unter sich verbundene Wesen so wenig Verständnis für einander haben, ihre Vorzüge nicht anzuerkennen, ihre Mängel nicht zu ertragen vermögen. Kein! kein Vorwurf! Du hast es nie an Ehrebetont, Gehorham, Rücksicht und liebeicher Freindlichkeit gegen sie mangeln lassen. Vertrauen läßt sich nicht erzwingen. Mir aber hast Du es immer zugelassen, und, Du wirst Dir selbst sagen, ich habe es nie getäuscht. Vertraue mir auch jetzt! Was ist Dein Kummer?

Er sah, wie ängstlich sie atmete, wie ihr Herz kloppte, wie sie innerlich kämpfte.

Mein liebes gutes Mädchen, fuhr er in den mildesten Tönen fort; es ist ja kein Leiden, kein Nebel, wofür es nicht auf Erden oder im Himmel Hülfe giebt, und wenn nicht Hülfe, doch Linderung, Trost, Beruhigung. Läßt es uns zusammen durchsprechen! Schon das wird Dir eine Erleichterung sein. Ich glaube auch, ja ich weiß, daß Dir an der Ruhe, dem Glück, dem Seelenfrieden Deines Vaters gelegen ist; und wie kann ich sie haben, so lange ich Deinen Kummer nicht heilen kann, ihn nicht einmal kennen? so lange ich mich völlig außer Stande sehe, ihm abzuhelfen, ihn zu mildern? Helene, glaubst Du, ein Vater, der sein Kind liebt, könne es ohne den tiefsten Schmerz ansehen, wie das geliebte, sonst so blühende und heitere Kind sich an verheimlichtem Grauen abzeichnet, täglich bleicher und kummervoller umher schleicht? er könne es ohne den tiefsten Schmerz erleben, daß er ohne sein Versehen und Vertrauen seines Kindes eingebüßt habe, daß er es vergeblich bitte, ihm dasselbe zu gewähren?

Uebertöltigt von diesen Worten, stürzte sie vor ihm auf die Knie nieder, erhob die gefalteten Hände und rief mit überstromenden Augen: O Papa, Papa! sei barmherzig! Ich kann es, ich darf es nicht sagen. Forder es nicht!

Er war erschüttert von ihrem Anblick, von ihrem schmerzlichen Flehen, aber ein Gedanke durchfuhr ihn. Helene, sagte er, höre mich. Schon vor längerer Zeit hat Herr von Seethal Deiner Mutter und mir seinen lebhaften Wunsch gestanden, Dich die Seine zu nennen. Wir erlaubten ihm, sich Dir zu nähern, um Deine Liebe zu werben. Bei seinem Charakter, seinen Verhältnissen, seinen Aussichten erschien uns Deine Verbindung mit ihm nur wünschenswerth. Es erfreute uns, als wir bemerkten, daß Du seine Gefühle erwidertest. Du thatest es, Du liebst ihn, Helene. Ist es nicht so?

Es ist so, fuhr sie leise. Es war so, verbesserte sie sich zusammenschaudernd, indem ihre Thränen reichlicher flossen.

Der Vater zog sie aus ihrer knienden Stellung wieder neben sich auf den Sitz. Es war so? sagte er. Hast Du etwas erfahren, was eurer Verbindung entgegentreten müßte?

Sie bejahte es schweigend.

So ist er verläumdet worden, rief der Präsident lebhaft. Ich kenne ihn, ich kenne seine ganze Vergangenheit. Er ist ein Ehrenmann in jeder Alter und jedem Alter. Wer hat es gewagt, etwas so Nachtheiliges von ihm zu reden?

Niemand! Niemand! Ich weiß nur Gutes von ihm, sagte Helene.

Der Vater stand auf und schritt eine Zeit lang im Zimmer umher, während er dann und wann einen Blick auf Helene warf, welche die Augen mit der Hand bedekt hatte. Das wirkte immer rätselhafter, sagte er endlich, indem er vor ihr stehen blieb.

O Gott, möge es das bleiben! sagte Helene, beide Hände zusammenschlagend. Ich kann nicht mehr sagen. Ich darf nicht mehr sagen. Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Papa, lass mich dies allein tragen, aber zweifle nicht an meinem vollsten Vertrauen auf Dich, nicht an meiner innigsten Liebe zu Dir! Erst das würde mein Unglück größer machen, als ich zu extragen vermag, und ich würde dennoch schweigen müssen.

Er preßte die Lippen zusammen, schüttelte mit dem Kopfe, aber die Thränen drangen ihm in die Augen. Du schließest sehr fest ab, sagte er dann, und ich sehe mit Schmerzen, daß wir uns nicht mehr verstehen. Aber was es auch sein mag, daß Du vor mir verbirgst, es macht Dich unglücklich; und hart gegen Dich zu sein, mein Kind, widerstrebt meinem ganzen Wesen. Ich will für jetzt nicht weiter in Dich dringen, ich fühle, daß es grausam wäre; aber ich hoffe, Du wirst meiner Worte gedenken, ich hoffe, sie werden nicht ohne Frucht bleiben. So wie es jetzt ist, läßt Du mich nur in quälender Ungewißheit, in peinlicher Furcht, nicht blos über den Anlaß Deines Kummars, auch über den Grund Deines Schweigens. Ich will Dir Zeit lassen. Ich will sehen, ob meine Liebe zu Dir, ob Deine Liebe zu mir nicht überwindet.

Er reichte ihr die Hand, die sie klüftete und mit ihren Thränen benetzte. Dann wandte er sich und ging langsam zum Zimmer hinaus, während sie aufgestanden war und mit stummer Klage beide Arme ihm nachstreckte, als wolle sie ihm alle ihre Liebe nachsenden. Als er aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, als sie sich allein sah, sank sie mit einem schmerzlichen Wehelaute auf den Sitz zurück, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht, und es war ihr, als ob ein zerstörendes Wetter über ihr hänge, ein Abgrund unter ihr klasse, Schreden von allen Seiten bereit wären auf sie loszubrechen. Auf sie? Ach Gott, es war ja eben ihr heißgeliebter Vater, dessen Liebe und Güte sie gerade jetzt wieder in jedem seiner Worte empfunden, für den sie vor Allem zitterte bei ihrem unheiligen Geheimnisse.

Und was war dies Geheimniß? O sie dachte daran, sie dachte täglich daran. Tag, Stunde, Minute, alle Umstände, unter denen sie es erfahren, leuchteten auch jetzt wieder brennend in ihrer Erinnerung. O jene Nacht! jene Nacht!

Sie hatte am Vorabend derselben die Eltern in eine Gesellschaft begleiten sollen, was aber durch ein kleines Fehl an der Kleidung verhindert worden, plötzlich fertig zu werden, und der Vater hatte noch ein Halbstündchen mit eiligen Geschäften zu thun. Die Mutter war daher vorausgefahren. Da Helene aber gleich nach deren Entfernung ihre Toilette beendet hatte, so war sie mit einem Buche zu dem Vater in dessen Geschäftszimmer hinuntergegangen und hatte dort still gelesen, bis auch der Vater fertig war und Beide sich dann in die Gesellschaft begaben. In dieser, wie sie gewünscht und erwartet hatte, traf sie auch Seethal, der sich den ganzen Abend liebenswürdiger und aufmerksamer als je um sie bemühte. Ja, er hatte ihr einige

Worte zugeschlüftert, Worte, die sie längst vorausgeahnt und die doch, als sie gesprochen waren, ihr ganzes Innere entzündet und es so aufgeregzt hatten, daß sie noch lange nach der Heimlehr keine Ruhe und im Bette stundenlang keinen Schlaf finden könnten. Da fiel ihr ein, sich mit dem Buche müde zu lesen, das sie in des Vaters Geschäftszimmer hatte liegen lassen. Bei dem Schimmer, den die gegenüber befindliche Straßenlaterne in ihre Kammer warf, stand sie auf, zog einige Kleidungsstücke über und suchte nach Feuerzeug. Sie fand keins, beobachtete aber, daß sie dergleichen auf dem Arbeitstisch des Vaters finden und von dort mitbringen könne. So ging sie, um Niemand im Schlaf zu stören, auf den Strümpfen, durch die Dunkelheit den wohl bekannten Weg, die Treppe hinunter, den Gang entlang. Als sie die Thür des Vorzimmers öffnen wollte, fiel es ihr auf, daß diese nur angelehnt war, und als sie eintrat, zeigte ihr ein Lichtstreif in der etwa eine Hand breit geöffneten Thür des Geschäftszimmers, daß Jemand darin sein müsse. Wer konnte das sein? und um diese Zeit? Hatten sich Diebe eingeschlichen? Es stand dort ein Geldschrank, in welchem sich ansehnliche Summen öffentlicher Gelder befanden. Aber es war drinnen so still, daß sie nur ihre eignen Atemzüge, das Klopfen ihres Herzens und die Pendelschläge der Wanduhr vernahm. Sollte der Vater noch wach sein? War er vielleicht über der späten Arbeit eingeschlafen? Das dünktete ihr das Wahrscheinlichste. Sie überlegte einen Augenblick. Jedemal mußte sie sich erst überzeugen, was brinnen vorgehe. Waren es Diebe — ein Gedanke, der sie anstrebte —, dann wollte sie rasch die Thür abschließen, fortlaufen und die Hausbewohner zu Hülfe rufen. War es der Vater, so konnte sie ihn veranlassen, zu Bett zu gehen. Vielleicht hatte er auch nur eine brennende Lampe stehen lassen, die sie dann mit sich nehmen könnte.

So schlich sie unhörbar an die Spalte der Thür und blickte hinein. Aber was sie sah, traf sie wie ein Blitz. Ja, der Geldschrank wurde bestohlen, er stand offen, Papiergele und Geldrollen wurden vorsichtig herausgeholt und in ein Körbchen gelegt — der Geldschrank wurde bestohlen — aber von wem? von wem? Großer Gott, es war ihre Mutter, ihre eigne Mutter! — Da stand sie vor dem offenen Schrank im Nachtanzeuge, mit unbekleideten Füßen, das Körbchen am linken Arm, dessen Hand das Licht hielt, während die andere Hand das Geld herausholte, — und die Schieblade am Schreibtische, in welche der Vater die Schlüssel zum Geldschrank einzuschließen pflegte, war aufgeschlossen und herausgezogen, und an ihr hing das Schlüsselbündlein, das der Vater nie von sich ließ und jede Nacht vor sein Bett legte. Dies Alles sah Helene wie mit einem einzigen Blick, und was ihre Mutter, ihre eigne Mutter that, überlamm sie mit furchtbarer Klarheit und wie ein Todesschrecken. Einen Augenblick stand sie wie gebannt und gelähmt, ein Angstschrei erstickte in ihrer Brust, ehe er hörbar wurde, ein jäher Schwindel packte sie. Dann aber riß es sie fort, fort von dem schrecklichen Anblick; es war als ob eine fremde Gewalt sie hinauf in ihr Zimmer trüge, so wenig fühlte sie sich selbst. Sie wußte sich später nur noch zu erinnern, daß sie den Nachthimmel durch die Fenster ihres Zimmers gesehen; dann hatte sie die Besinnung verlassen.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf dem Fußboden liegen und der beginnende Tag — es war im Juli — leuchtete bereits durch die Fenster. Sie bedurfte keines Nachdenkens, wie sie dahin gekommen. Das schreckliche Bild der Nacht stand sofort wieder vor ihren Augen. Bedenken konnte sie noch nichts. Nur

die entsetzliche Thatsache, deren Zeugin sie gewesen, zog wie ein Strudel all' ihr Sinnen in sich hinein. Aber sie bemerkte, daß sie bei ihrer Rückkehr die Thür ihres Zimmers hatte weit offen stehen lassen. Rasch und nicht ohne Anstrengung stand sie auf, schlöß und verriegelte sie. Denn es erinnerte sie, daß auch andre Menschen daseien, nicht allein ihre unglückliche Mutter. O der Vater! der arme, betrogene, geliebte Vater! Wie liebte er die schöne Frau! wie hing sein ganzes Lebensglück an ihr und dem Glauben an sie! Ein unaussprechliches Erbarmen mit dem theuren, nichts ahnenden Vater erfaßte Helene. Sie sank wieder auf den Boden hin, von dem sie aufgestanden war; aber nun konnte sie weinen, bitterlich und lange weinen, und das gab ihr einige Erleichterung und verminderte die Spannung, die ihr Gemüth wie ihren Körper gepeinigt hatte. Wie lange sie so gelegen und geweint, wußte sie nicht, als sie im Hause Thüren gehen, Stimmen und Schritte hörte. Ob es schon entdeckt sei? das war ihr erster Gedanke. Sie horchte. Dann sprang sie auf und sah nach der Uhr. Es war halb Sechs. Es war also nur die Dienerschaft, die sich im Hause regte. Noch war ja keine Entdeckung möglich. Aber auch bei ihr sollte Niemand etwas Ungewöhnliches entdecken, was sie später vielleicht zu einer Zeugin gegen die Mutter, zu einer Anklägerin gegen dieselbe hätte machen können. Sie schob den Riegel wieder zurück, ging in die Kammer und legte sich in's Bett, — nicht um zu schlafen, nur um dort zu sein, wie immer, und um zu finnen, zu grübeln, was sie thun solle, was sie thun könne, was sie thun müsse. Aber ihr sonst so flares, sicheres Wesen war aus allen Fugen gekommen. Nur immer neue ängstliche und furchtbare Fragen tauchten in ihr auf, für die sie keine Antworten zu finden wußte, und sie wirrten sich zu einem dunklen Knaul zusammen, auf den sie hinstarrte und hinstarrte, — bis denn doch endlich ein mildeidiger Schlaf sich ihrer erbarmte und sie der schmerzlichen Wirklichkeit entrückte.

Spät erst erwachte sie wieder und das Erlebte trat auf's neue vor sie hin. Es war eine günstige Fügung, daß sie ein paar ziemlich einsame Tage vor sich hatte. Der Vater war in Dienstgeschäften abwesend, die Mutter war zu einer bestreundeten Familie auf's Land gefahren und hatte die jüngere Tochter, die elfjährige Anna, mitgenommen. Guido nahmen Schule und Schularbeiten und Spaziergänge mit Kameraden in Anspruch. Als Helene ihn beim Mittagessen sah, konnte sie auf seine Nachfrage ihr verändertes Aussehen ohne Unwahrscheinlichkeit auf Kopfschmerzen schließen. Denn freilich litt sie nun auch körperlich unter den Folgen der nächtlichen Erschütterungen. Sie ging umher wie im Traume, unvermögend über das nachzudenken, was ihr doch unauslöschlich in der Seele stand, und wiederholte fragte sie sich selbst, ob nicht Alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Sie hätte ihr Leben dafür hingegeben, daß dem so sein möchte. Aber nein, nein! es war nur zu gewiß, zu wiewohl. Einige Mal fiel ihr Seethal ein und der gestrige Abend und sie schauderte zusammen. Alles, was sie gehofft und mit geheimer Wonne vorausempfunden, es lag nun zertreten und zertrümmert da. Das war erst recht ein Traum gewesen. Aber sie verweilte nicht dabei. Was war ihr kleiner Schmerz gegen das Unglück des Vaters, das ja schon da war, wenn er es auch noch nicht kannte, nicht ahnte! Und dann die unglückliche Mutter selbst! Was sollte aus Beiden werden, wenn nun die unausbleibliche Entdeckung eintrat? Sie sah den Vater in seinem Jammer, die Mutter in ihrer Schande, sie durchlebte dann wieder die Geschichte der ganzen Nacht. So wechselten die

Schreckbilder der Vergangenheit und der Zukunft in dem schmerzgequälten Kopfe den langen Sommertag hindurch, bis sie am Abend ermattet, beläuft und wie bewußtlos ihr Nachlager auffsuchte.

Nach einem langen tiefen Schlafe erwachte sie am folgenden Morgen gebrüllt und mit klaren Sinnen. Sie vermochte sich zu sammeln, zu bedenken, zu überlegen. Sie vermochte dem Erlebten, so furchtbar es auch war, in's Angesicht zu schauen. Aber bei allem Erwählen und Sinnen, — es blieb was es war. Und was konnte sie dabei thun? Sollte, konnte sie vor ihre Mutter hintreten und sie einer solchen Handlung anklagen? So frech, so unnatürlich erschien es ihr, daß sie bavor zurückbebe. Und doch wäre es das Einzige gewesen, was sie hätte thun können. Sie kann, und kann immer wieder, ob sie nicht auf irgend eine Weise die Mutter anflehen könne, daß Gehane wieder gutzumachen, das Entwendete wieder zu erstatthen; aber weder an jenem Tage, noch an den folgenden Tagen konnte sie mit sich darüber einig werden. Sie bemühte sich, im Hause und unter Menschen zu verbergen, daß ihr etwas am Herzen jähzte; sie holte ihre Bücher hervor und suchte durch geistige Beschäftigung ihr Gemüth zu retten. Aber Qual, Angst und Furcht laueren beständig in den Tiefen ihrer Seele und traten ihr bei den geringsten Anlässen in das Licht des Bewußtheins. Über ihren Büchern saß sie oft stundenlang ohne einen Buchstaben anzusehen, und zu den steten Zweifeln, ob und wie sie mit der Mutter reden solle, traten allmälig die bittersten Selbstvorwürfe, daß sie es nicht schon gethan habe. Beim ersten Wiedersehen der Mutter wollte ihr die Brust zerspringen und sie konnte sich kaum aufrecht halten. Die Präsidentin, immer mit sich, mit ihren Vergnügungen, ihren Gesellschaften, ihrem Paß beschäftigt, bemerkte nichts davon. Von dem an mied Helene möglichst jedes Zusammensein mit ihr. Die unveränderte Heiterkeit und Lebenslust der Mutter war ihr ebenso rätselhaft als grauenvoll. Und doch, es war ihre Mutter, und sie sah in ihr nur die unselig Verstrickte, die Unglückliche, Bejammernswertthe. Den Vater, der in dieser Zeit sehr beschäftigt war, sah sie selten. Die Angst um ihn aber verließ sie keinen Augenblick.

Und als er nun diesen letzten Abend zu ihr kam, und mit alle der Güte und Liebe und Herzlichkeit ihr zurebete, die er ihr lebenslang zugewendet hatte, wie namenlos war ihr Schmerz, wie schneidend ihr Mitseid mit ihm, wie entsetzlich ihre Angst vor der Entdeckung!

Es war zwei Tage später, als der Präsident in Gegenwart des Regierungsrathes von Seethal und eines Secretair den Geldschrank öffnete, um an diese Beiden eine gewisse Summe auszuhändigen. Nachdem er einige Geldrollen herausgenommen, stockte er, sah erschrocken hinein und rief: Mein Gott, hier fehlt was! Jemand muß bei dem Schrank gewesen sein.

Der Secretair, ein kleiner krummnasiger Mann mit einem Buckel, warf Seethal einen Blick zu, den dieser aber nicht beachtete.

Sie werden sich irren, Herr Präsident, sagte Seethal.

Der Herr Präsident irrte sich so leicht nicht, sagte der Secretair mit seiner schnarrenden Stimme.

Rein, sagte der Präsident; es wäre mir lieb, wenn ich's thäte, aber ich glaube

nicht. Ich bin lange nicht bei dem Schranken gewesen, aber ich weiß gewiß, daß an diesem Platze mehr lag, als ich jetzt finde. — Meine Herren, fuhr er nach kurzem Schweigen fort, Sie können denken, wie mich dies bestürzt. Ich bitte Sie, genau nachzuzählen, wieviel Sie in dem Schranken finden. Ich werde indeß die Summe der hinterlegten Gelder nach dem Verzeichniß berechnen, und wir können dann beides vergleichen.

Wäre es nicht besser, sagte Seethal —

Ich weiß, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn der Präsident. Aber es ist mir lieber, die Sache vor Zeugen festzustellen. Bin ich bestohlen und der Dieb wird nicht entdeckt, so werde ich das Fehlende ersuchen müssen, und werde sofort dafür sorgen, um nicht selbst einem ärgeren Verdacht preisgegeben zu werden.

Gi bewahre, bewahre! schnarrte der Secretair, indem er den Mund in die Breite zog. Wer wird von dem Herrn Präsidenten Schlimmes denken?

Seethal sah ihn unwillig an und sagte: Lassen Sie uns thun, was der Herr Präsident wünscht.

Beide begannen den Inhalt des Schrankes zu prüfen und auf einem Blatte zu verzeichnen. Der Präsident lehnte sich an den Schreibstisch und holte die nöthigen Papiere hervor, um seine Berechnung anzustellen. Die Zählenden legten das Geld in Haußen von je tausend Thalern auf den großen Tisch in der Mitte des Zimmers und wurden um so schneller damit fertig, als dasselbe in lauter versiegelften Mullen und hochwertigem Papiergelede bestand. Sie nannten das Resultat. Der Präsident, der seine Berechnung gleichfalls vollendet und sich auf seinem Stuhle umgedreht hatte, erblaßte und stand auf. Dann, meine Herren, sagte er mit unsicherer Stimme, dann fehlen mir über zehntausend Thaler.

Sollte da nicht ein Ferthum untergelaufen sein? sagte Seethal theilnehmend. Lassen Sie uns einmal die Berechnung nachsehen und zählen Sie indessen die Gelder.

Es geschah. Das Ergebniß war dasselbe.

Schweigend und mit zitternden Händen begann der Präsident die Gelder wieder an ihren Platz zu bringen. Seethal half ihm dabei. Der Secretair besichtigte währenddessen den festen eichenen Schrank, den Kunstreichen Verschluß desselben, den sonderbar durchseilten Schlüssel, den er verschiedentlich probirte, dann die Angeln und besonders die scharfen Ränder der Thüren, und sagte endlich: Meine Herren, mit Gewalt ist hier nichts geschehen, und ich verstehe mich genug auf die Schlosserei — mein Vater betrieb dies Geschäft — um sagen zu können, daß dieses Schloß mit Dietrichen nicht zu bezwingen ist. Wer das Geld genommen hat, muß nothwendig den Schlüssel gehabt haben.

Unmöglich! rief der Präsident. Der Schlüssel hat stets wohlverwahrt in jener Schieblade gelegen, die selbst ein Künftliches, ein sogenanntes Brahma-Schloß hat, dessen Schlüssel ich nie von mir lasse.

Das ist eine unglückliche Lage, schnarrte der Bucklige. Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal jeder fragen wird, warum der Dieb, der soviel gestohlen, nicht Alles genommen hat.

Der Präsident sah ihn verwirrt und betroffen an. Er konnte die Richtigkeit dieser Ausführungen nicht leugnen und fühlte den Stachel darin.

Es ist besser, Herr Secretair, sagte Seethal mit unterdrücktem Unwillen, aber

mit grossem Ernst, Sie versparen Ihre Bemerkungen bis zu einer etwaigen gerichtlichen Vernehmung, und schweigen bis dahin über die Sache.

Der Budlige verbeugte sich mit großer Unterwürfigkeit.

Es ist heute Abend zu spät für unser Geschäft, ruht Seethal fort, und der Herr Präsident wird wohl erlauben, daß wir es einige Tage hinausschieben, da es ohnehin nicht eilt. Wir brauchen Sie nicht länger aufzuhalten.

Der Secretair nahm seinen Hut, verbeugte sich mit unbeschreiblich breitgezogenem Munde, was ein Lächeln bedeuten sollte, und ging.

Die beiden Zurückbleibenden schwiegen einige Zeit. Seethal sann über die Möglichkeiten einer Entwendung unter den erwähnten Umständen nach und der Präsident suchte sich zu lassen, was ihm auch einigermaßen gelang. Er brach das Schweigen zuerst, indem er sagte: Ich weiß, theurer Freund, daß es bei Ihnen der Versicherung nicht bedarf; dennoch versichere ich Ihnen bei meiner Ehre, daß ich keinen Pfennig —

Um Gottes Willen, verehrter Freund, unterbrach ihn Seethal, indem er seine Hand ergriff, erwähnen Sie nicht einen Verdacht, den kein Ehemann gegen Sie hegen kann. Die schielenden Andeutungen jener Meerschweine waren nur boshaft; der Kerl glaubt selbst so etwas nicht. Lassen Sie uns statt dessen bedenken, wie wir dem Diebe auf die Spur kommen. Sie tragen jene Schlüssel stets bei sich, sagten Sie?

Ich trenne mich nie von ihnen, antwortete der Präsident. —

Auch Nachts nicht? —

Da liegen sie stets vor meinem Bette im Bereich meines Arms. —

Schlafen Sie allein in Ihrer Kammer? —

Schon seit Jahren. —

Verschließen Sie Ihre Kammerthür Nachts? —

Allerdings nicht. —

Und Sie haben keinen leisen Schlaß? —

Rein, ich schlafte in der Regel sehr fest und tief. —

Das Alles, sagte Seethal lebhaft, muß der Dieb genau gewußt haben, und noch mehr; er mußte wissen, wo der Schrankenschlüssel aufbewahrt wurde, er mußte mit allen Zimmern, deren Inhalt, deren Verbindungen genau bekannt sein. Herr Präsident, der Dieb kann nur unter diesem Dache, kann nur ein Hausdieb sein.

Sie haben Recht, sagte der Präsident. Bei mehr Ruhe hätte ich selbst darauf verzlassen müssen. Aber wer könnte das sein? All' unsre Leute dienen schon lange im Hause, haben sich immer treu und ehrlich erwiesen, Keiner — nein, Keiner hat mir Anlaß zum Verdacht gegeben. Es sind offne und einfache Menschen. Mein Gott, wenn ich den Verdacht eines solchen Verbrechens auf einen Unschuldigen brächte!

Gewiß muß man darin sehr vorsichtig sein, versegte der Andre, aber die Sache muß sich dennoch so verhalten. Vor Allem muß eine polizeiliche Visitation stattfinden, und wenn sie bei sämtlichen Leuten geschieht, kann sich Keiner beschlagen. Ich bitte Sie, verehrter Freund, beruhigen Sie sich. Wir werden dem Thäter sicherlich auf die Spur kommen. Es ist schon spät, und da außer uns Beiden nur noch der Secretair um die Sache weiß, dem wir Schweigen auferlegt haben, so wird es morgen noch früh genug sein, die Polizei in Anspruch zu nehmen. Jedenfalls werde ich zeitig hier wieder vorschrechen. Sie wissen, welchen Anlaß ich habe, an Allem, was Sie und

die Ihrigen angeht, den innigsten Antheil zu nehmen — ich fühle, daß dieser Augenblick schlecht gewählt wäre, um darauf zurückzukommen — ; aber wenn jener Anlaß auch nicht bestände, Sie könnten dennoch auf mich rechnen, und ich verlasse mich darauf, daß Sie es thun werden. Darf ich?

Der Präsident drückte ihm die Hand und sagte: Was geht in solchen Fällen über einen zuverlässigen Freund! — Sie sagten einander gute Nacht und der Präsident blieb allein mit seinen Sorgen und seinen Gedanken.

Er brachte die Papiere an ihre Stelle, verschloß den Schrank, schloß den Schrankschlüssel wieder ein, setzte sich dann vor den Arbeitstisch und stützte den Kopf auf. Aber die Unruhe trieb ihn bald wieder empor, er ging im Zimmer umher, überdachte seine Lage und bemühte sich, sie klar und gefaßt zu betrachten. Immer aber klangen ihm die hasthaften Worte des Buckligen in den Ohren: „Da wird der Beweis eines Diebstahls schwer zu erbringen sein, zumal jeder fragen wird, warum der Dieb, der so viel gestohlen, nicht Alles genommen hat.“ Wurde der Beweis nicht erbracht, so blieb auf ihm der Verdacht der Unterschlagung, er verlor Ehre und Amt, und was sollte dann aus seiner schönen angebeteten Frau, was aus seinen geliebten Kindern werden? Um einen solchen Verdacht von vorn herein abzuschneiden, mußte er jedenfalls die fehlende Summe zugleich zur Verfügung stellen können, und woher sollte er sie nehmen? Sein kleiner Grundbesitz war schon sehr verschuldet, und konnte er darauf auch jenen Beitrag wohl noch erhalten, so war derselbe doch zu hoch, um rasch herbeigeschafft werden zu können. Und welch' ein empfindlicher Verlust war es dann für ihn, wenn das Entwendete nicht wieder erlangt, wenn der Dieb nicht entdeckt wurde! Doch das möchte sein, wenn seine Ehre, sein Ruf, sein guter Name nur nicht der Verläumung jedes Schurken bloßgegeben würden, und war das zu hindern, wenn der Diebstahl nicht bewiesen und die Sache durch die Einmischung der Behörden dennoch bekannt wurde?

Ruhelos schritt er im Zimmer umher bis es längst Nacht geworden war und die Strahlen des aufgehenden Mondes sein Auge trafen. Dann hielt er inne, suchte sich zu sammeln und ging hinüber zu den Seinigen.

Die jüngeren Kinder waren schon zu Ruhe gegangen. Nur die Präsidentin und Helene saßen, auf ihn wartend, noch am Theetisch, jene in einen spannenden Roman vertieft, diese mit einer Handarbeit beschäftigt. Bei seinem Eintreten legte die schöne Frau das Buch weg und Helene erhob sich, um den Vater mit Thee zu versorgen.

Du kommst sehr spät, lieber Mann, sagte die Präsidentin; aber was ist Dir? Du siehst ganz verstört aus.

Sind die Kinder zu Bett? Hört uns hier Niemand? fragte er.

Niemand, antwortete sie. Was giebt's denn?

Ich bin bestohlen worden, sagte er mit gedämpfter Stimme. An den Gassengelehrten fehlten über zehntausend Thaler.

Aber das ist ja nicht möglich, rief die Präsidentin, leicht erblassen. Wer sollte denn das gehabt haben? —

War es denn möglich, daß sie ihre ganze Fassung beibehielt? Ja, es war möglich. Sie schien sogar weniger erschrocken, als jede nicht schuldige Frau bei einer solchen Nachricht gewesen sein würde.

Um so fassungsloser war Helene. Bei jenen Worten des Vaters fuhr sie heftig

zusammen, die Tasse fiel aus ihrer Hand zitternd auf den Boden, einen Augenblick wurde es ihr Nacht vor den Augen und stark zitternd sank sie auf den Stuhl zurück.

Der Vater sah sie an, und eine furchtbare Vermuthung packte und schüttelte ihn. Helene, rief er, weisst Du darum?

Sie schwieg.

War dies Dein Geheimniß, Mädelchen? Antworte!

Keine Antwort.

Nur ein Nein oder ein Ja, Helene! Kennst Du den Dieb?

Sie zitterte heftiger, blickte fortwährend zu Boden, regte aber die Lippen nicht.

Mädchen, rief er, indem er ihren Arm sah und zornig rüttelte, soll ich glauben, daß Du selbst die Schuldige bist? — Antwortest Du nicht? — Zwingst Du mich es zu glauben? — Leugnest Du es nicht? — Kannst Du es nicht leugnen? — Also Du hast mich bestohlen? —

Auf alle diese Fragen schwieg Helene.

Gott im Himmel! sagte der Präsident, jetzt völlig außer sich. Ist es denn zu fassen? Das muß ich erleben an meiner eignen Tochter? an der, die ich nächst ihrer Mutter am innigsten liebte? Geh mir aus den Augen, Nichtswürdige! Ich möchte sonst wilder und grausamer an Dir handeln, als ich verantworten kann. In diesem Zustande kann ich weder als Dein Vater noch als Dein Richter zu Dir sprechen. Fort aus Dein Zimmer! Morgen früh werde ich mit Dir reden. Fort!

Helene zitterte nicht mehr, fogar eine flüchtige Röthe sährte einen Augenblick ihre schönen bleichen Wangen. Sie stand auf, warf einen langen schmerlich-zärtlichen Blick auf den Vater und eilte dann mit festem Schritt hinaus.

Während dieses ganzen Auftritts — Helene hatte es wohl bemerkt — sah die Präsidentin regungslos und unverändert am Tische mit übergeschlagenen Armen, die sie vielleicht etwas fester als sonst auf ihr klopsendes Herz preßte, und nur der harte Ausdruck auf ihrer Stirn trat stärker hervor als gewöhnlich und ihre Blicke hatten gespannt zwischen dem Redenden und der Schweigenden gewechselt. Jetzt stand sie auf, trat zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Mein Theuerster, verfolge die Sache heute nicht weiter! Vielleicht ist sie nicht so schlimm als es scheint. Schone Deine Gesundheit! Natürlich hat es auch mich auf's Neuerste angegriffen, so daß ich mich niederlegen muß. Thu' es gleichfalls. Morgen wirst Du ruhiger sein. Da wollen wir überlegen, wie das Geld zu ersehen ist. Aber ich kann nicht mehr. Schlaf wohl!

Er fühlte, daß seine schöne Frau anders empfand als er selbst, anders als er erwartete, anders vielleicht, als eine gute Mutter und Frau gefolkt hätte; er fühlte, daß es nicht natürlich, noch weniger liebevoll von ihr war, ihn in diesem Augenblicke allein zu lassen; aber dieser Eindruck, dessen er sich erst nach Jahren wieder erinnerte, verlor sich schnell in den heftigeren Gefühlen, womit Zorn, Entrüstung, Kummer, verwundetes Ehrgesühl und Scham sein Innern aufwühlten. Am tiefsten und bis zum Zingrimm erbitterte ihn die Vorstellung, so in seiner innigen Liebe, in seinem Glauben an die Unschuld und Seelenreinheit Helenens betrogen worden zu sein. Er wandte sich zu seiner schönen Frau, umarmte sie als ob sie die Einzige wäre, auf die er noch vertrauen könne, eilte dann fort und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Als Helenen jenen letzten Blick der Liebe auf ihren Vater richtete, stand schon Zweierlei fest in ihrer Seele: Sie mußte den Vater in dem Glauben lassen, sie sei die Schuldige; daß es die Mutter sei, mußte ihm, mußte aller Welt ein Geheimniß bleiben; sie selbst aber mußte fort, fort aus dem Hause, fort in die Ferne, in eine Verborgenheit, in der sie für immer den Ihrigen verschwand.

Es gibt Momente, in denen sich Gedanken, Beweggründe, Entschlüsse, deren ruhige Auseinanderlegung Tage und Wochen erfordern würde, auf einmal und wie in Einen Punkt zusammengedrängt im Bewußtsein aufrichten und sofort den ganzen Menschen bestimmen. So geschah es Helenen unter den letzten Worten des Vaters. Nicht blos unmöglich war es ihr, als Anklägerin der Mutter hervorzutreten, sie wußte auch, daß damit des Vaters ganzes häusliches Glück für immer zerstört werde. Sie wollte und mußte in seinen Augen die Schuldige bleiben. Aber sie konnte ja eben so wenig Rechenschaft geben von einer Handlung, die sie nicht begangen, als es ertragern, von dem getäuschten Vater fortwährend als eine mit solcher Schuld Bekleidte, seiner Liebe Untürdige, seiner Verachtung Verfallene angeschaut und behandelt zu werden. Vor Beidem konnte nur eine Flucht sie retten. Und auch vor dem Zusammenbleiben mit einer Mutter, die sie nicht mehr als eine nur Unglückliche, tief Verirrte betrachten konnte, die auch bei diesem leichten Auftritt eine so steinkalte selbstsüchtige Härte gezeigt hatte, daß ihr davor graute. Aber auch sie, die doch immer ihre Mutter blieb, wurde durch eine Flucht, die nur als Bestätigung von Helenens Schuld erscheinen konnte, vor den vererblichen Folgen ihrer That gerettet. Und vielleicht vor mehr. Sie kannte ihre Schuld und der Tochter Unschuld, und wenn diese ihre Schuld freiwillig auf sich nahm, sollte das nicht allmählich ihr Gewissen aufregen und sie innerlich überwinden und umwandeln?

Dies alles und noch mehr fuhr Helenen in jenem Augenblicke blyhartig durch die Seele und erfüllte sie mit einer Stärke, einem Muthe, die ihr lange fremd gewesen waren. Als sie die Treppe hinaufstieg, weinte sie bitterlich über ihren eignen Entschluß, über Alles, was ihn in ihren Augen nothwendig machte; ihr war's wie ein Wegsterben von Allem was sie liebte und kannte, mit dem tiefsten Schmerze gebachte sie Seethals, aber sie wankte in ihrem Entschluß keinen Moment.

Auf ihrem Zimmer angelommen, wo die Lampe noch brannte, holte sie sofort ein paar einfache alte Kleider hervor und legte sie zusammen, fügte das Unentbehrlichste an Wäsche hinzu, einen Kamm, Seife, ein Paar Schuhe, Stecknadeln und etwas Nähzeug, und band alles in einem Tuche zu einem kleinen Bündel zusammen. Dann zog sie ihre Ringe von den Fingern, nahm ihre kleinen Schmuckstücke ab, und legte sie auf den Tisch. Auch ihr gutes jenes Kleid zog sie aus und ersetzte es durch einen abgetragenen unscheinbaren Anzug. Den Kopf bedeckte sie mit einem dreieckig gefalteten Tuche, dessen Zipfel sie unter dem Kinn zusammenband. Endlich holte sie ihre Spardose hervor, in der sich immerhin einiger Vorrath befand, schüttete diesen in eine Börse und steckte ihn in die Tasche des Kleides.

Elf Uhr war vorüber, als sie ihr Bündel an den Arm hing und zum Fortgehen bereit war. Sie öffnete die Thür, sie horchte. Alles war still im Hause. Sie löschte die Lampe aus, trat hinaus und schloß die Thür. Dann ging sie leise vor die Kaminer des Bruders, hörte die tiefen Athemzüge des Schlafenden und gab der Thür den Abschiedsgruß, den sie ihm selbst nicht auf den Mund drücken konnte.

Ebenso machte sie es vor dem Schlaßgemach der Schwester. Das Herz that ihr unzählig weh. Unhörbar fühllich sie dann die Treppen hinunter, nahm einen Schlüssel an sich, der im Flur an der Wand hing,riegelte die Höhylte auf und schritt hinaus in die stille Mondnacht. Warum war es nicht finster? Wie leicht founte sie entdeckt und zurückgehalten werden! Vorsichtig ging sie im Schatten der Remise und des Stalles, in welchem sie die Pferde schnausen hörte, über den Hofraum, schlüpfte dann nach der Thür des dahinter befindlichen Gartens und blickte noch einmal nach dem Hause zurück, das so viel Liebes und und so viel Schreckliches umschloß. Im Schlafzimmer des Vaters war noch Licht; zweimal schwieb sein Schatten auf den Fenstervorhängen hin. Ein schneidender Schmerz ging ihr durch die Seele. War dies das Letzte, was sie von ihm sehen sollte? Unaushaltsam rannen ihre Thränen herab, aber ihr Vorfaß blieb unerschüttert. Rasch wandte sie sich, eilte unter dem Dunkel der Bäume durch den Garten fort und erreichte bald das Pförtchen der Mauer, die den Garten von einer einsamen kleinen Gasse trennte. Der mitgebrachte Schlüssel öffnete das Pförtchen; sie trat hinaus, schloß von Außen wieder zu und warf den Schlüssel über die Mauer in den Garten. Dann bewegte sie sich mit beschleunigten Schritten durch die abgelegenen menschenleeren Straßen nach dem Stadithore und fand sich in kurzem außerhalb der Stadt auf der Landstraße, hastig forschreitend über die mondhelle Ebene, von Niemand begleitet als von ihrem eignen Schatten.

Noch wogten die Erinnerungen an Alles, was sie aus dem elterlichen Hause fortgetrieben, daß tiefe Leid des Abschieds, die Sorge, verfolgt und zurückgebracht zu werden, zu mächtig in ihrem Innern, um sie an irgend einen Plan für die Zukunft denken zu lassen. Da hinaus hatte sie nur die eine dunkle Vorstellung, daß sie nicht eher ruhen dürfe, als bis sie die Landesgränze überschritten habe, die nur wenige Stunden entfernt war. Aber jene Bilder und Gefühle ließen sie auch lange keine Ermüdung spüren. Ging doch auch mit ihr das Bewußtsein ihrer Unschuld und der Gedanke, durch ihr freiwilliges Übernehmen der mütterlichen Schuld unheilbare Zerrüttung des häuslichen Kreises von den Ihrigen abgewendet zu haben. Ob sie auch recht, ob sie klug gehandelt, ob sie nicht anders verfahren können, das fiel ihr nicht ein zu fragen.

So verfolgte sie eiligen Gangs die Nacht durch ihren Weg. Kein Wanderer begegnete ihr, und nur einmal sah sie einen Wagen die Straße herkommen. Um von Niemand gesehen zu werden, trat sie von der Landstraße ab hinter ein Gebüsch. Der Wagen, es war die Post, rollte vorüber. Als er fern genug war, sekte sie ihre Wanderung fort.

Sie erreichte den Wald und wußte nun, daß sie schon über eine Meile von der Stadt entfernt sei. Die Straße war mondhell, und eine andre Furcht, als vermißt und verfolgt zu werden, kam nicht in ihre Seele. Sie eilte ratslos fort. Als der Weg allmälig bergan stieg, atmete sie freier. Auf der Höhe war die Landesgränze. Und sie erreichte dieselbe, bevor die Nacht noch völlig gewichen war. Als sie jenseits derselben aus dem Walde in eine reiche Fläche hinabstieg, ging die Sonne in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit auf. Es war Helenen, als ob das majestätische Gestirn ihr Trost und Ermuthigung entgegenstrahle. Jetzt verließ sie die Landstraße, die sie nach der nächsten Stadt gebracht hätte, und schlug einen Seitenweg ein, der zu einsamen Dörfern und Gehöften führte. In mehreren derselben ging sie vorüber,

und wo sie die Möglichkeit sah, vermied sie die bewohnten Plätze; aber ihr Gang ward allmälig langsam, die Anstrengung der Nacht machte sich geltend, sie fühlte ihre Kräfte erschöpft. Indes scheute sie sich noch, mit Menschen zusammenzutreffen, die ihre Spur hätten verrathen können, und als sie eine abgelegene Stelle erreichte, wo in dieser Erntezeit die Korngarben wie lauter kleine Hütten auf dem Felde standen, ging sie weiter in das Feld, kroch in eines dieser Hütchen hinein, legte ihr Haupt auf das Kleiderbündel und sank bald in tiefen Schlaf.

Als sie nach mehreren Stunden erwachte, mußte sie sich einen Augenblick besinnen, wo sie sei und wie sie dahin gekommen, aber gestärkt und neubelebt schlüpfte sie wieder an das Tageslicht heraus und trat auf ihre Füße. Nicht weit von ihr riebte ein klares Wasser zwischen den Feldern herab; dort wusch sie sich, ordnete ihr Neuharen, und begab sich dann wieder auf den Weg. Gleich hinter der nächsten Anhöhe lag zwischen Bäumen ein einsamer Bauernhof. Die Bauerin trat so eben heraus in den Hof und schüttete den Hühnern und Tauben ihr Futter hin. Helene wagte es, zu ihr hinzugehen und sie zu bitten, ihr für einige Groschen Milch und Brod zu geben. Mit gutmütiger Freundlichkeit führte die Frau sie in die Stube. All' ihre Leute, sagte sie, seien zum Mähen und Garbenbinden in's Feld hinaus. Dann brachte sie Milch, Brod, Butter und ein dceres Stück kaltes Fleisch, sah mit Wohlgefallen zu, wie die Fremde ihren Hunger stillte, und suchte sie dabei in einfacher Weise zu unterhalten, ohne sie mit Fragen zu belästigen. Auch wollte sie, als sich Helene zum Fortgehen rüstete, keine Bezahlung annehmen und sagte, es sei ihr eine Freude gewesen, daß sie von ihrem Vorrath einmal einer Reisenden habe mittheilen können. Aber mein Kind! sezte sie hinzu, eine so hübsche junge Person darf nicht so allein in der Welt herumlaufen. Das Mannsvolk ist oft schlimm und verbogen. Wenn Ihr noch weit wollt, müßt Ihr sorgen, einen ordentlichen Schutz zu finden. — Hieran hatte Helene noch nicht gedacht, aber die Frau hatte Recht. Sie drückte ihr die arbeitsrude Hand, dankte herzlich für die gastliche Bewirthung und den guten Rath, den sie befolgen werde, und sah ihre Wanderung weiter fort.

Der Weg mündete nach etwa einer Meile in eine andre große Landstraße, und Helene hatte auf dieser schon eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, als sie von einem eleganten offenen Reisewagen eingeholt wurde, auf dessen Bock ein Kutscher und ein Bedienter in Livree saßen, und in welchem sie einen älteren Herrn mit einer gleichfalls nicht mehr jungen Dame erblieb. Beim Vorüberfahren bog sich der Herr aus dem Wagen, warf auf Helene einen scharfprüfenden Blick, ließ dann stillhalten und winkte ihr näher zu kommen. Anfangs fürchtete sie erkannt zu sein, das Herz klopfte ihr und sie überlegte, ob sie dem Winke folgen und nicht lieber sofort eine Strecke zurückgehen solle. Ein zweiter Blick und die halb befehlende Art, womit der Herr seinen Wink wiederholte, überzeugten sie jedoch, daß sie mit völlig Fremden zu thun habe, und so trat sie heran. Der Herr hatte sich wieder zu seiner Begleiterin gewendet und aus einem kurzen Gespräch, welches beide in französischer Sprache führten, entnahm Helene, daß sie noch drei Nächte unterwegs bleiben müßten, daß die Dame nothwendig eine Kammerjungfer bedürfe, und daß sie, Helene, nach ihrem Neuharen ganz geeignet dazu scheine, wenn sie etwa in der Lage und gewillt sei, den Dienst anzunehmen. Helene war im Stillen sofort dazu entschlossen; es brachte

sie in eine entfernte Gegend und gewährte ihr Schuh. Die Dame bemerkte noch, daß sie zu Hause die junge Person nicht mehr brauchen könne; worauf der Herr meinte, daß man ihr dann ja nur die Rückreise zu vergüten habe.

Helene hörte an dem Accent der Reisenden wohl, daß sie mit Deutschen zu thun habe; um sie aber später bei ähnlicher Gelegenheit nicht wider Willen zu behorchen, sagte sie, als der Herr sich jetzt zu ihr wandte, gleichfalls französisch: Ich habe gehört, was Sie beabsichtigen, und bin bereit, den Dienst für einige Tage zu übernehmen, ohne ein Anderes dafür zu verlangen, als daß Sie mich unter Ihrem Schuh mitreisen lassen. Nebrigens — setzte sie in ihrer Muttersprache hinzu — bin ich eine Deutsche.

Und nicht ohne Bildung, wie ich höre, sagte der Herr. Um so besser. Alles Fernere können wir im Weiterfahren besprechen. — Friedrich, öffne den Schlag! — Steigen Sie ein!

Beides geschah. Das Kleiderpäckchen mußte Friedrich auf dem Bock unterbringen, und als Helene dem Paar gegenüber saß, wurde weiter gefahren. Man sagte ihr nun, daß sie mit einem Baron Benz und dessen Gemahlin fahre, daß sich auf der letzten Nachstation die Kammerjungfer der Baronin plötzlich aus dem Dienste entfernt habe, und daß dem Baron bei ihrem Anblieke der Gedanke gekommen sei, sie werde den Dienst vorübergehend vielleicht annehmen. Die Baronin, welche ungemein steif und gemessen hat, fragte sie dann nach Namen, Herkunft, Heimath, auch ob sie schon gebient habe und Zeugnisse darüber besitze. Helene bedachte, wieviel für sie darauf ankomme, mit dieser Gelegenheit in die Fremde zu gelangen, aber zugleich unbekannt zu bleiben. Doch sträubte sich ihr Interès dagegen, eine Geschichte für sich zu erfinden und mit Unwahrheiten zu beginnen. Sie nahm sich daher zusammen und sagte: Ich bitte die Herrschaften, mich Helene Meier zu nennen und mich als elternlos und heimathlos anzusehen. Ein großes Unglück hat mich in die Welt hinausgetrieben, — ich kann und darf nicht davon reden, aber nicht meinetwegen, sondern um Anderer willen. Einen Dienst habe ich noch nicht gehabt und deshalb natürlich auch keine Zeugnisse.

Schon gut, mein Kind, sagte der Baron, welcher sah, daß ihr hierbei die Thränen in die Augen traten; wir wollen auf Ihr ehrliches Gesicht vertrauen und nicht weiter nachfragen. Es handelt sich ja auch nur um einige Tage. Betrachten wir die Sache als abgemacht! — Damit wandte er sich zur Seite und blieb in die Gegend hinaus, während die Baronin sich zurücklehnte, die Lippen aufwart und ihre neue Kammerjungfer mit einem Blick betrachtete, der deutlich ihre Verwundung aussprach, daß eine solche Person ihre Geheimnisse haben dürfe.

Helene aber, vor sich niederblidend, versank in ihre schmerzlichen Erinnerungen, und fast unglaublich kam es ihr vor, daß sie das Elternhaus nicht schon lange, daß sie es vor noch nicht vierundzwanzig Stunden erst verlassen haben.

Wie gut für Helene, daß sie nicht Zeugin dessen war, was in dem Elternhause inzwischen vorgegangen!

Nach der ruhelos durchwachten Nacht war der Präsident so eben in das Frühstückszimmer getreten, um dort erst mit seiner Gattin zu sprechen, ehe er zu Helenen hinauf ginge. Guido und Anna waren bereits in ihren Schulen. Anstatt der

Präsidentin aber fand er Seethal vor; doch kaum hatte er diesen mit zitternder Stimme begrüßt, als auch die schöne Frau eintrat, etwas bleicher, etwas gespannter als sonst, aber mit ihrer gewöhnlichen liegenden Liebenswürdigkeit. Indes konnte auch sie eine gewisse Ungeschicklichkeit nicht verborgen. Man schüttelte sich stumm die Hände, ein verlegenes Schweigen entstand, und eben wollte Seethal den Präsidenten um ein geheimes Gespräch bitten, als die Jungfer in das Zimmer stürzte mit dem Rufe: Fräulein Helene ist fort!

Alle fuhren zusammen, aber die Präsidentin, rasch die Lage überblickend, fasste sich fogleich. Was erschreckt Du uns? sagte sie. Wir wissen es wohl. Sie ist verreist.

So? versetzte die Jungfer, die wohl wußte, daß ihre Herrin nicht allezeit der Wahnschäigkeit opferte. Aber ihr Bett steht noch unberührirt, wie es gestern gemacht ist, und alle ihre Kleider und Sachen sind oben.

Natürlich! sagte die Präsidentin. Sie ist noch gestern Abend spät abgereist, und ich weiß das alles. Geh nur, geh!

Und alle ihre Goldsachen, fuhr die Jungfer fort, liegen auf dem Tische, und die Sparbüchse steht offen dabei und ist leer.

Erzähle mir nicht was ich weiß! sagte Jene. Fort! Geh hinauf, schließ das Zimmer ab und bring mir den Schlüssel!

Das Mädchen entfernte sich. Die beiden Männer hatten dem Gespräch mit erschrockenem Staunen zugehört.

Um Gottes willen! rief der Präsident, wo hast Du das unglückliche Kind hingehaßt?

Liebster Mann, antwortete sie nach kurzem Befinden, ich weiß von ihrer Entfernung nicht mehr als Du, und hörte erst jetzt davon. Ich suchte nur einen Ausweg, damit die Sache nicht zum Leutegerede werde. Wir müssen nothwendig sagen, sie sei mit unserer Erlaubniß zu Verwandten gereiset. Sollten wir aber jetzt nicht dem Herrn Regierungsrath Aufschluß über Alles geben?

O, seufzte der Präsident, er weiß ja nur das Eine, das Schlimmste nicht: daß Helene die Schuldige ist!

Berechtiger Freund, sagte Seethal, das ist unmöglich. Helene? Das muß die entsetzlichste Täuschung oder die grausamste Verläumding sein.

Was gäbe ich drum, daß dem so wäre! sagte der Präsident. Aber sie selbst hat es nicht zu leugnen gewagt.

Wer weiß, mit wem sie durchgegangen ist! flüsterte die Präsidentin.

Mit keinem! rief Seethal. Ich sehe meine Seele zum Pfande — mit keinem!

Nein, nein! sagte der Präsident. Wenn sie nur nicht — o mein Gott! — im Bewußtsein ihrer Schuld den Tod gesucht hat!

Ganz sicher nicht, versetzte die Präsidentin. Vergiß nicht, daß die Jungfer sagte, ihre Spardose stehe offen und ausgeleert auf dem Tische. Ohne Zweifel hat sie auch noch einen guten Theil der entwendeten Gelder bei sich. Über ihr Leben und ihre Mittel zum Leben dürfen wir gewiß aufher Sorge sein. Man nimmt wohl Geld an sich, um davon zu leben, aber nicht, um sich das Leben zu nehmen.

Dies schien so einleuchtend, daß beide Männer sofort davon sprachen, wie man die Flüchtige verfolgen, auffinden und wieder zurückführen wolle. Die Präsidentin

hörte eine Zeit lang schweigend zu, während ihre Augen von dem einen zu dem andern gingen; dann nahm sie das Wort und sagte: Vergessen wir über das unglückliche Mädchen nicht, was wir uns selbst schuldig sind. Wir haben einmal gesagt, sie sei mit unserm Vorwissen verfeist, und ich meine, dabei müssen wir bleiben. Weiß noch sonst jemand um den Rassendefekt?

Nur unser Secretair, sagte Seethal, dem ich Schweigen aufgelegt habe.

Den kennt man, fuhr sie fort. Glauben Sie, daß sich der kleine Unhold die Gelegenheit entgehen lassen werde, wenn er seine Vorgesetzten verbächtigen, ihnen schaden, wenn er überhaupt nur Unheil stützen kann? Ließen wir Helenen nachspüren und nachleben, was doch nicht heimlich geschehen kann, so würde er das, was er weiß, sofort damit in Verbindung bringen, und ich sehe meinen Kopf zum Pfande, in wenigen Tagen würde die ganze Stadt wissen, was jetzt nur uns bekannt ist. Unsere ganze gesellschaftliche Stellung würde unhaltbar, und noch unhaltbarer, wenn Helene zurückgebracht würde.

Da in diesem Augenblike die Jungfer wieder eintrat, sagte sie mit vernehmlicher Stimme, als ob sie im Gespräch fortfahre: Sie sehen ein, Herr von Seethal, daß wir Helenens Einwilligung nicht erzwingen könnten, und daß es am besten war, sie ohne Jürgen zu entfernen Verwandten zu schicken.

Seethal, der den Zweck dieser Neuherzung erkannte, verbeugte sich schweigend. Die Jungfer überreichte den Schlüssel und entfernte sich wieder.

Es scheint mir beinahe, fuhr die Präsidentin darauf fort, als ob ich, wiewohl nur eine Dame, die Geschafts- und Besonnentste unter uns sei. Auch ist es mir gar nicht zweifelhaft, was wir zu thun und zu lassen haben. Vor Allem, meine ich, müßte dem gefährlichen Ungeziefer der Mund gestopft werden und Herr von Seethal ihm möglichst bald erklären, daß vermischte Geld habe sich bei einer wiederholten sorgfältigeren Revision in dem Schrank vorgefunden. Zugleich wäre dann für schleunigsten Erfolg des schändlichen Betrages zu sorgen. Was Helene betrifft, so bleiben wir dabei, daß wir sie für einige Zeit zu Verwandten geschickt hätten. Gründe dafür, die bei jungen Mädchen leicht zu finden sind, mag sich die Welt selbst aussinnen. Helenen können wir unbedenklich ihrer eignen Klugheit und Vorsicht überlassen, bis sie uns von ihrem Aufenthalt benachrichtigt. Früher oder später wird sie dies sicherlich thun und bis dahin wird es ihr am Nöthigen nicht fehlen. Sie hat ja selbst dafür gesorgt.

Die Männer hatten gegen diesen Plan noch manche Einwände, die bei dem Präsidenten aus dem schmerzlich verwundeten Vaterherzen, bei Seethal aus dem, wenn auch immer mehr erlöschenden Glauben an die noch jüngst so innig Beliebte kamen; allein die Präsidentin, welche Grund genug hatte, mit Helenens Flucht zustimmen zu sein und ihr Fernbleiben zu wünschen, wußte jeden Einwand auf's bestethamste niederschlagen. Die Männer fügten sich endlich und gingen, um ohne Verzug die Geldangelegenheit zu berathen.

Mit dem treuen und eifrigeren Beistande Seethals, von dem es bekannt war, daß er in sehr reichlichen Verhältnissen lebte, gelang es dem Präsidenten, den mangelnden Betrag noch im Laufe des Tages in aller Stille zu erhalten, und der bußfertige Secretair wurde verabredetemahen verständiget. Während beide aber hiermit beschäftigt waren, ahnten sie nicht, daß die vorher so gesuchte schöne Frau im verschloßenen

Zimmer mit wilder und doch machloser Reue gegen sich selbst wütete. Helenens Benehmen war ihr schon gestern unerklärlich gewesen, und war ihr heute noch unerklärlicher; an ihrer Schuldlosigkeit aber konnte sie nicht zweifeln. Auch hatte sie noch Muttergefühl genug, um mit Angst an die unsichere Lage, an die Leiden der entflohenen Tochter zu denken. Bald irrte sie, gegen sich selbst tobend, wie finnlos im Zimmer umher, bald warf sie sich wie gelähmt in einen Sessel und grübelte über das Gethan, Geschehene, Erlebte. In dem einen Augenblitze hätte sie sich selbst zerstören mögen, weil sie gethan was sie gethan, und gleich darauf war sie ergrimmt, daß sie es nun nicht mehr thun, ihrer Eitelkeit und Puschucht keine fernere Nahrung damit zuführen könne, sich einschränken sollte.

Bei Tisch erschien sie nicht. Sie ließ sich mit Kopfschmerz entschuldigen und der Präsident mußte den beiden Kindern das Märchen von Helenens Reise erzählen.

Um Abend saß sie im vollen Puh und Schmuck, kaum verändert gegen sonst, in ihrer Theaterloge und erwähnte lächelnd gegen Bekannte, daß Helene zu einem längeren Aufenthalt bei Verwandten abgereist sei. —

Die vier Dienst- und Reisetage, zu denen sich Helene verpflichtet hatte, wirkten in aller Weise heilsam auf ihr Gemüth. Die schönen, reich wechselnden Gegenden, die sie unter dem heitersten Himmel durchfuhr, der Zwang, den sie ihren Beschültern gegenüber sich anstreben mußte, dazu die lebhafte Spannkraft frischer Jugend und das Gefühl, einer täglich zunehmenden Angst entronnen zu sein, das Alles ließ allmählich das Vergangene vor der Gegenwart zurückweichen, und der feste Glaube, die Thügten, vor Allem den theuren Vater vor einem unsäglichen Unheil gerettet zu haben, die zuverlässliche Hoffnung, daß Geschehene werde auch in dem Herzen der Mutter eine Wandelung und Umkehr herbeiführen, halfen ihr über alle Trennungsschmerzen und Entbehrungen hinaus. Sie ertrug den launenvollen steifen Hochmuth der Baronin mit der größten Geduld und erwies ihr jede Aufmerksamkeit, ohne ihr jedoch das geringste Zeichen des Wohlwollens entlocken zu können. Der Baron dagegen, der bald bemerkte, daß sie ein vielseitig und sein gebildetes Mädchen sei, erwies sich sehr rücksichtsvoll und freundlich, unterhielt sich gern mit ihr und behandelte sie durchaus als eine Gesellschafterin. Als am vierten Tage in einem Städtchen, wo zum letzten Mal angehalten wurde, die Baronin erklärte, sie habe die junge Person nun nicht mehr nöthig, und Helene sich mit einigen schicklichen Worten verabschiedet hatte, ging er mit ihr hinaus und fragte sie, ob sie nicht geneigt sei, eine Stelle als Gouvernante in einem ihm verwandten Hause anzunehmen. Er wisse, daß man dort eine solche suche, und glaube sie mit gutem Gewissen empfehlen zu können. Da er erwähnte, daß das Gut der Familie noch etwa zehn Meilen weiter entfernt sei, so ging Helene dankbar auf den Vorschlag ein. Er schrieb dann im Zimmer des Wirtes einen Empfehlungsbrief für sie, und begleitete sie selbst nach dem Posthause, während der Bediente ihr Kleiderpäckchen nachtragen mußte. Es war kurz nach Mittag und die Post sollte sogleich abgehen. Der wackre alte Herr beforgte einen Platz für Helene, gab ihr darauf ein Goldstück, um morgen vollends hinzuziehen, wie er sagte, und entzog sich ihrem verschämten Danke durch eine rasche Entfernung.

Helenens Reisegesellschaft bestand in zwei gutmütigen, aber überaus gesprächigen

Bürgerfrauen und einem Handlungstreisenden, der schon nach der ersten halben Stunde anfing, Helenen auf eine sehr läppische und zudringliche Weise den Hof zu machen. Zuerst suchte sie ihn kurz abzuweisen, dann schwieg sie beharrlich und sah aus dem Wagenfenster, allein er ließ sich durch nichts irre machen, schwatzte unaufhörlich, und wollte zuletzt sogar ihre Hand ergreifen. Nun aber fand sie plötzlich Beifall in den beiden Frauen, die mit lebhaften Scheltreden auf ihn einfuhrten, und es entwickele sich daraus ein langer heftiger Wortwechsel, in welchem er bereits völlig unterlegen war, als er den Wagen auf der nächsten Station laut pfeifend verließ. Durch die entschlossene Vertheidigung der weiblichen Würde glaubten die beiden Frauen indeß das Recht erlangt zu haben, nun Helene zum Opfer ihrer Neugier zu machen, und bedrängten sie beim Weiterfahren mit Fragen aller Art. Helene beschränkte ihre Auskunft auf die nächste Vergangenheit und nächste Zukunft und wußte geschickt die ehelichen Frauen in Mittheilungen über ihre eignen Verhältnisse zu verwirren, wobei sie so ausgiebig wurden, daß, wenigstens ihnen selbst, der Rest des Tages und der Reise auf das angenehmste verstrich.

Es war schon Nacht, als sie das Landstädtchen erreichten, in welchem Helene die Post verlassen mußte. Da das Posthaus zugleich Gasthof war, fand sie fogleich ein Unterkommen. Sie genoß etwas, ließ sich ein Kämmerchen anweisen und schloß dann fest und lange.

Ein nächtlicher Regen hatte die Erde erfrischt und die Luft abgetaut, als Helene mit ihrem Päckchen durch anmutige wiesengrüne Thalgründe dem Landgute entgegenwanderte, dessen Name auf dem Empfehlungsbrieffe stand. Man hatte ihr im Posthause den Weg bezeichnet und einen Einspanner dahin angeboten, aber noch scheute sie jede Aussage, die sie vermeiden konnte. Einige Landleute, die ihr begegneten, grüßten sie zutraulich. Ein Dorfpfarrer blieb stehen und schaute der feinen edlen Gestalt sinnend nach. So zart sie erschien und so oft der Kummer über die Thüren und der Gedanke an Seethal sie übermannen wollte, sie war im Grunde eine kräftige, mutige Natur, entschlossen, alle Folgen ihres Schrittes geduldig zu übernehmen, und voll Gottvertrauen, voll Hoffnung auf einen endlichen befriedigenden Ausgang.

Als sie das stattliche und schön gelegene Landgut erreicht hatte und nach der Herrschaft fragte, wies man sie an die Wirthshafterin, eine derbe, runde, rothäufige Frau, die sie mit großen Augen ansah, als sie ihr den Brief zur Weiterbeförderung überreichte und hinzufügte, daß sie darin als Gouvernante empfohlen sei. Die Stelle sei erst kürzlich besetzt, sagte die Wirthshafterin, und die Herrschaft mit Kindern und Gouvernante vor wenigen Tagen abgereist; es wundere sie, daß der Baron davon nichts gewußt habe. Helene, die mit ganz andern Erwartungen gekommen war, sah sich also wieder allen Zufällen preisgegeben, und wollte sich niedergeschlägen und verwirrt entfernen. Das litt Jene indeß nicht. Sie mußte zum Mittagessen bei ihr bleiben. Über Tisch fragte die Wirthshafterin, wohin Helene sich zu wenden denke. Ich weiß es noch nicht, antwortete sie. Ich muß allein durch die Welt gehen und kenne Niemand in diesen Gegenden. Ich muß es dem Zufall überlassen, ob sich mir ein Unterkommen oder eine Beschäftigung darbietet.

Dem Zufall? warum nicht gar! sagte die Wirthshafterin, welche Gefallen an dem gefaßten und bescheidenen Wesen ihres Gastes fand. Der Zufall ist ein unsicherer und gefährlicher Führer für ein so junges junges Mädchen. Ich will Ihnen etwas

sagen. In der Stadt — sie ist nur drei Stunden von hier und liegt gleich hinter der Berglette — da habe ich eine Schwester; ihr Sohn ist Oberlehrer am Gymnasium. Sie wissen sicherlich etwas Passendes für Sie, oder können Ihnen doch besser als ich ratzen, wie Sie etwas finden. In der Stadt sind allerlei reiche Familien, auch Vornehme und Beamte, und mein Neffe hat viel Bekannte unter ihnen. Er ist ein sehr braver Mensch, der gern hilft wo es noth thut, und ich will gleich nach dem Essen ein paar Worte an ihn aufschreiben. Da der Baron Sie hierher schon empfohlen hat, so kann ich Sie mit gutem Gewissen weiter empfehlen, so kurz unsere Bekanntschaft auch ist. Wie? Sind Sie einverstanden? Ist es Ihnen recht?

Helene nahm es mit herzlichem Danke an und reichte ihr die Hand über den Tisch hin. Der Laufend! rief Irene, als sie dieselbe mit ihren rothen kräftigen Rechten ergriff und kaum zu drücken wagte; Sie haben ja Hände wie eine Prinzessin.

Helene erröthete und sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß die Wirthschafterin eine Zeit lang ihre Blicke nicht von ihr abwenden konnte. Es ist doch wohl besser, muemelte sie dann, ich schreibe nur an meine Schwester. — Sie fühlte darauf ihren Gast, denn das Mahl war geendigt, in eins der herrschaftlichen Zimmer und empfahl ihr, sich dort in einem weichen Sessel erst auszuruhen, da sie noch einen starken Marsch vor sich habe; sie selbst wolle inzwischen ihren Brief schreiben. Damit ging sie, und Helene begleitete ihren Rath, glaubte jedoch des Schlafes nicht zu bedürfen. Während sie aber noch mit Bewunderung und Dankbarkeit darüber nachdachte, wie sie doch immer noch gute Menschen getroffen habe, die sich ihrer angewandten, sank sie unvermerkt in einen tiefen erquicklichen Schlaf.

Beim Erwachen sah sie die Wirthschafterin vor sich stehen. Sie haben recht fest geschlafen, Fräulein, sagte diese. Ich habe unterdess mein Schreiben zu Stande gebracht, auch den Kaffee gemacht und hier hereingetragen. Nun lassen Sie uns den trinken, und dann will ich Sie auf den Weg bringen. Nein, danken Sie mir nicht! führt sie fort, und wirklich wollte dies Helene so eben thun. Ich muß doch in etwas wieder gutzumachen suchen, was der Baron verdorben hat. Hier ist mein Brief! Ich habe an meine Schwester geschrieben, die sich mit ihrem Sohn dann schon berathen wird. Kommen Sie!

Beide setzten sich an den Kaffeetisch, labten sich an dem duftenden Tee, und begaben sich darauf wieder nach dem Zimmer der Wirthschafterin, wo diese Hut und Tuch, Helene ihr Kleiderpäckchen an sich nahm. Dann gingen sie durch schöne Parkanlagen und zwischen Kornelselbern den dicht bewaldeten Berghöhen entgegen, während die Wirthschafterin von ihren Verwandten erzählte, denen sie ihre junge Begleiterin zusandte.

Dicht unter dem Walde lief ihr Pfad in einen Landweg aus, und hier trennten sie sich; Helene unter den wärmsten Dankdagungen, die Andre unter herzlichen aufmunternden Worten und mit der Versicherung, sie werde das liebe Fräulein nächstens in der Stadt aussuchen und freue sich auf das Wiedersehen.

So wanderte Helene denn abermals allein weiter, und wenn auch mit geringeren Hoffnungen als am Morgen, doch mit nicht geringerem Muth. Der Weg war sehr angenehm und lief über eine Stunde sanft bergan unter dem ühlenden Schatten des herrlichsten Buchenwaldes. Nur Wenige begegneten ihr, — einmal ein Mann mit einem Hundekarren, dann ein Knabe mit einem Theetopfe, weiterhin eine Frau,

die Kochgeschirr aus der Stadt geholt hatte. Als sie die Höhe erreicht hatte, wo der Weg sich wieder abwärts senkte, sah sie eine Bank am Wege und hätte gern ein Weilchen darauf ausgeruht, aber es saß dort bereits ein junger Mensch, dem Anschein nach ein Handwerksbursch, der sie, als sie näher kam, auf eine solche Weise anschaute, daß sie eilte, an ihm vorüberzukommen. Zu ihrem Schrecken sprang er auf und war sofort an ihrer Seite. Sie müßten zusammen gehn und nähere Bekanntschaft machen, sagte er.

Sie warf einen Blick auf ihn. Es war ein durchaus rohes Gesicht mit gemeinem thierisch aufgeregtem Ausdruck. Bitte, lassen Sie mich! sagte sie voll Angst. Bitte, gehn Sie voraus, oder lassen Sie mich vorausgeh'n!

Nein, nein, Schätzchen! sagte er; und thu nur nicht so vornehm! So dürfen wir noch nicht auseinander gehen. Ich muß mehr von Dir haben, als das bloße Ansehen.

Sie schwieg und beschleunigte ihre Schritte bis zum Laufen. Er blieb immer an ihrer Seite, lachte laut und drängte sich an sie. Das Laufen macht Dich nur müde, Schätzchen, sagte er, und hilfst Dir doch nichts. Warum thust Du so prude? Komm mit mir in den Wald hinein, da ist weiches Moos, da wollen wir uns aneinander sejen und plaudern. Was? Du willst nicht? Aber kenn' ich euch nicht? Ihr wollt immer zu eueren eignen Vergnügen gezwungen werden. Komm mit, Schätzchen! Komm!

Er umfaßte sie und wollte sie von der Straße zur Seite ziehen. Sie sträubte sich auf's äußerste, suchte ihn wegzustoßen und schrie laut um Hilfe. Der rohe Bursch verhüte lachend sie fortzuschleppen, als plötzlich ein kräftiger Stockschlag seinen Kopf traf, während eine helle vollklingende Männerstimme im Rücken der Ringenden rief: Halunke, laß' Er das Frauenzimmer los! — Der Getroffene fuhr mit einem ergrimmten Aufschrei zurück, ballte die Hände und wandte sich um. Möchte er nun denken, dem blonden Herren in Sommerkleidung und Strohhut, den er wie mit einem zweiten Hiebe drohend hinter sich erblickte, nicht gewachsen zu sein, oder möchte er ihn erkannt haben und fürchten, selbst erkannt zu werden, genug, er fehlte sich rasch ab, sprang über den kleinen Graben am Wege und verschwand im Walde.

Erst jetzt brach Helene in Thränen aus. Sie vermochte ihrem Befreier ihren heißen Dank vor Scham und Aufregung nur in einigen stammelnden Worten auszudrücken.

O, kein Wort darüber! sagte der Herr. Mich ärgert nur, daß ich nicht einen Paukenwirbel fortissimo auf seinem Rücken improvisirt habe. Bitte, weinen Sie nicht mehr! Sei'n Sie ruhig! Wenn aber solch Gefündel hier im Walde spukt, so dürfen Sie nicht allein gehn. — O Klärchen, da bist du ja! rief er einer heiteren schlanken Frau entgegen, die so eben aus dem dichten Buchengebüsch heraustrat. Komm! Wir müssen diese junge — er stellte einen Augenblick und betrachtete Helene, um eine passende Bezeichnung für sie zu finden, — diese junge Pilgerin, fuhr er dann lächelnd fort, in unsern Schutz nehmen.

Die Frau hüpfte mit gewandtem Anstande die kleine Höschung herab, eilte zu Helenen und trocknete ihr mit ihrem Tuche die Thränen von den Wangen, während der Herr kurz und mit einem etwas ergrimmten Humor das eben Vorgegangene

erzählte. Apropos! wandte er sich dann plötzlich an Helene, ich bin der Musikkdirector von Lips und dies ist meine Frau.

Helene, die sich einigermaßen beruhigt hatte, fühlte die Ansforderung, die für sie darin lag, und sagte: Ich nenne mich Helene Meier, und komme jetzt von dem Gute O... drüben im Thale, wohin ich als Gouvernante empfohlen war; aber die Stelle war schon besetzt und ich muß mich nach einer andern umsehen.

Mein Fräulein, sagte Frau von Lips, indem sie ihrem Manne einen Blick zuwarf, wir jähren darauf, daß Sie uns für jetzt erst nach unserm Theeplatz begleiten und sich dort in unserer und unserer Kinder Gesellschaft nach dem ausgestandenen Schrecken bei einer Tasse Thee erholen. Wir gehen dann zusammen in der milden Abendluft nach der Stadt, und das Weitere wird sich finden.

Wie sich im Leben Vieles findet was sich nicht gefucht hat, sagte der Musikkdirector. Gehen wir? — Er reckte Helenen den Arm und führte sie, während seine Gattin vorausging, auf einem kleinen Umwege zu einer nicht fünfzig Schritt entfernten freien Stelle, wo auf einem, von moosbewachsenen Erdbänken umgebenen Steinische sich eine reizliche Serviette mit Theegeräth, Weißbrot und Kuchen recht einladend zeigte. Dahinter, näher dem Walde, loderte unter dem Wasserkeßel ein lustiges Feuer, bei welchem eine Magd kniete und gleichzeitig drei kleine Mädchen überwachte, deren ältestes etwa sieben Jahr alt sein möchte. Vor dem offenen Platz fiel der Berg steil ab und gewährte die schönste Aussicht auf ein breites reichbebautes Thal, durch das sich ein heller Fluß in sanften Windungen hinschlängelte, die Stadt mit ihren Thürmen und Mauern besplend, die gerade gegenüber lag, aufwärts und abwärts von ihr umgeben von zahllosen Dörfern und Landgütern mit Gärten, Feldern, Wiesen und Weiden bis weit hinaus. Jenseits des Thales beschloß ein anderer bewaldeter Höhenzug, blau überdusstet, das bunte Bild.

Nicht wahr? sagte der Musikkdirector, als Helene überrascht hinausblickte; der Anblick bezahlt reichlich ein paar müde Beine. Und die Stadt dort ist auch ein behagliches Nest für Vögel wie wir sind. Es soll Ihnen bei uns schon gefallen.

Ich weiß ja noch nicht, ob ich hier bleiben kann, verachtete Helene.

Ei, das wird sich machen, sagte er mit heiterem Lächeln. Alles macht sich. Wir müssen nur selbst nichts machen wollen. Man muß an die Zukunft nicht denken, auch nicht an die Vergangenheit. Beides ist verkehrt, denn es besteht uns um die Gegenwart, die doch unser sein soll. Die Vergangenheit ist einmal fertig, daran läßt sich nichts mehr thun, und die Zukunft kommt auch ohne unser Denken und Sorgen.

Frau von Lips hatte indeß die Kinder herbeigeholt, damit sie Helenen die Hand geben sollten, was sie mit vieler Freimüthigkeit thaten. Dann sprangen sie dem Vater nach, der sich bei dem Kessel zu thun machte, damit das Wasser bald in's Kochen käme, und die Mutter lud Helene ein, sich neben ihr auf die Moosbank zu setzen.

Mit dem Ausdruck Gouvernante, begann sie dann, pflegt man die Vorstellung einer gewissen Altersstufe zu verbinden, und Sie, liebes Fräulein, scheinen doch noch im schönsten Jugendalter zu stehen.

Ich werde sehr bald achtzehn Jahr, erwiderte Helene.

Genau so dachte ich mir's; und ohne indiscret zu sein, darf ich doch sagen, ich

finde daß sehr früh für eine solche Lebensstellung. Ich bezweifle jedoch nicht, daß Sie die erforderlichen Kenntnisse für dieselbe sich erworben haben werden. Zum Beispiel?

Helene bedachte sich ein wenig. Ich glaube, sagte sie dann, ich würde Französisch, Englisch, auch ein wenig Italienisch wohl lehren und in der Religion, der Geschichte, der Geographie und den Anfängen der Naturlehre unterrichten können.

Franz von Lips fing sogleich eine französische Konversation an, ohne sich dabei freilich in so gewählter und mitunter gesuchter Weise ausdrücken zu können, wie sie sich bemühte, es im Deutschen zu thun. Da sie bald gewahrte, daß Helene weit eleganter und fließender französisch sprach, als sie selbst, so ging sie in einen englischen Discurs über, aber auch hier war ihr Helene überlegen. Sie zeigte darüber eine heitere Zufriedenheit, und als ihr Mann, den Kochenden Theekessel in der Hand und die drei Kinder an seinen Rockärmeln, munter zurückkam, rief sie ihm entgegen: Liebster, man darf jedem Hause Glück wünschen, welches sich rühmen kann, eine so gebildete Gouvernante zu besitzen wie dieses Fräulein.

Darauf hätte ich gleich gewettet, sagte er. Hoffentlich — ist denn Thee im Topfe? unterbrach er sich. Ah ja! Er goß das Wasser auf und gab den Kessel an die Magd. Welch ein Genuss ist schon dieser Duft! (Er hielt das Gesicht in den Dampf des Theetopfes.) Sie werden selten etwas Feineres getrunken haben. Der Thee stammt von einer Großtante in Hamburg, die meine Frau kürzlich besucht hat. Aber was ich sagen wollte, fuhr er fort, indem er sich zu ihnen setzte; hoffentlich, Fräulein Helene — ich darf Sie doch so nennen?

Ich bitte darum, sagte sie.

Hoffentlich sind Sie nicht abgeneigt —

— wenigstens heute in unserer Gesellschaft zu bleiben, fiel die Gattin ein. Wer weiß, was sich daraus entwirbeln kann.

Ich erkenne Ihre Güte, versehete Helene; nur darf ich nicht zu spät in die Stadt gelangen. Ich weiß noch nicht, wo ich für die Nacht bleibe, habe auch vorher noch einen Brief abzugeben.

Franz von Lips wechselte einen Blick mit seiner Frau, den sie kopfnickend erwiderete. Sehen Sie, Fräulein Helene, sagte er dann, die Orientalen hatten oder haben noch manche recht hübsche und menschliche Gebräuche. Ich rechne dahin, daß Sie sich Abends auf die Straße ober unter das Thor seften, um ankommende Reisende einzuladen, bei Ihnen mit Ihren Kameelen und Eseln zu übernachten. Das scheint mir sehr nachahmenswerth. Nun haben wir zwar in unserem Hause weder Platz noch Futter für Kameele und Esel, aber dafür haben Sie diese nützlichen Thiere auch nicht bei sich. Uebrigens steht auch geschrieben, und nicht blos für Orientalen, sondern auch für Occidentalen: Herberget gerne. Wie wär's, wenn Sie für diesmal unser Gast sein wollten?

Aber wie darf ich das annehmen? sagte Helene erröthend.

Lieber Himmel, ganz einfach, natürlich, menschlich, erwiderete er; gerade so wie ich annahme, Sie hätten es angenommen.

Eben so dankbar als verlegen blickte Helene die Frau an. Ich bin ganz einverstanden, sagte diese, und würde mir dasselbe erbitten, besser gesagt dieselbe Bitte erlaubt haben, wenn mein Gatte mir darin nicht zuborgkommen wäre.

Und hören Sie! sagte der „Gatte“. Da wir uns einmal auf orientalischen Fuß gestellt haben, so gehört die Dankbarkeit auf unser Liniensystem, gar nicht auf das Ihrige, und wir wollen Sie abhängen wenn wir uns trennen, aber nicht eher. Nun ohne da capo zum zweiten Theil! Ist es ein Geheimniß, an wen Sie einen Brief abzugeben haben?

Helene holte ihn hervor und reichte ihn hin, und nachdem sie, ungeachtet der Ablehnung, erst ihr dankbares Herz ausgeschüttet, erzählte sie die Geschichte des Briefes.

Er ist an die verwitterte Pastorin Holtenau, die Mutter des Oberlehrers Holtenau, sagte der Musiceditor. Liebes Fräulein, beide sind ganz vortreffliche, höchst achtungswerte Leute, würden aber die Lebten sehn, an die ich mich in einer solchen Angelegenheit wendete. Sie leben sehr still und eingezogen. Ich glaube nicht, daß sie unter den höheren Ständen viel Bekanntschaft haben. Auf keinen Fall hat der Brief Eile; desto mehr unser Thee. Willst Du nicht einschenken, Clärchen?

Er stand auf und holte die Kinder herbei, die mit der Magd wieder nach dem Feuer gelaufen waren. Helene bat, ihr das Schenkengeschäft zu überlassen, was Frau von Lips ohne Umstände annahm, indem sie auch die Kinder an „Fräulein Helene“ verwies. Das Elternpaar sah es mit Vergnügen an, wie sie Jeden mit zierlicher Gewandtheit versorgte und zuletzt die Kleinsten auf den Schoß nahm, ihy den Kuchen eintunkte und zum Abbeissen reichte. Die beiden andern kleinen hatten links und rechts von Helenen ihre Tassen auf die Moosbank gesetzt und fingen an, erst schüchtern, bald aber immer zutraulicher mit ihr zu plaudern. Dann stand Frau von Lips auf und versorgte auch Helene, und als Groß und Klein gesättigt waren — auch die Magd wurde nicht vergessen —, machte Herr von Lips den Vorschlag, sich näher dem Abhange im Waldesschatten auf das weiche Moos zu lagern und dort ein Glas Wein zu trinken. Er nahm eine Flasche aus dem großen Henkellorbe, der hinter einer Bank stand, suchte in ihm nach etwas und rief dann lachend: Wir haben die Gläser vergessen. Spült ein paar Oberassen! Das geschah, worauf man sich an den bezeichneten Platz begab und die Kinder hinter die Erwachsenen verwies, damit sie nicht den Abhang hinunterfielen. Sie stellten sich hinter ihre neue Freundin und legten sogleich mit ausgerupstem Moos und kleinen Zweigen ein Gärtchen an. Herr von Lips schenkte Helenen, seiner Frau und sich selbst Wein in die Tassen und begann sofort ein munteres Gespräch über die einzelnen Vorzüglichkeiten der Gegend, die sie vor Augen hatten und die durch fortgleitende kleine Wollenschatten ein gar buntes, belebtes Aussehen erhielt. Auch die Frau wußte Manches hinzuzufügen und war heiter und gesprächig. Offenbar waren sie beide gebildete, wohlwollende Menschen, aber wie Kinder, durchaus der augenblicklichen Gegenwart hingeggeben, leichtlebig und frisch, sorglos und kummerlos, und die Stimmung, die so von ihnen ausging, theilte sich unvermeidlich auch Helenen mit.

Als die Sonne tiefer sank und die Schatten sich längten, wurde Brot, Butter und kaltes Fleisch aus dem Korb geholt. Frau von Lips versorgte damit ihren Mann und Helene, diese, wie auf stillschweigende Verabredung, die Kinder, deren jedes auch noch einen Tropfen Wein erhielt; dann ward mit dem Rest des Wassers der Rest des Feuers ausgegossen, alles Gerät in den Korb gepackt — ausgenommen die Weinsflasche, mit welcher Herr von Lips versuchte, wie weit er sie von dem Abhange

in den Wald drunten schleudern könne, — dann der Korb der Magd übergeben, die aus freien Stücken auch noch Helenens Kleiderpäckchen zu tragen übernahm, und dann begab man sich auf den Weg zur Stadt. Der Musikkdirector führte seine Frau und nahm das jüngste Kind an der Hand; Helene folgte ihnen, die beiden älteren Mädchen an den Händen, denen sie allerlei Geschichten und Märchen erzählte, ihnen und sich damit den Weg verkürzend. Einige Mal, wenn das Kleinsten müde wurde, nahm der Vater es auf den Rücken und trug es, bis es wieder zu gehen verlangte. Für die Uebrigen war der Gang nicht ermüdend, da die Straße bis zur Stadt in sanfter Neigung fortließ. Als sie dieselbe erreichten, war die Sonne längst hinunter, die Sterne blinkten, die Straßenlaternen waren angezündet. Sie schritten durch einige Straßen und traten dann in das Haus, das sie bereits geöffnet und erleuchtet fanden, da ihnen die Magd schon seit einer halben Stunde rüstigen Schrittes mit dem Hausschlüssel vorangegangen war.

Bei dem Lichte entging es dem Ehepaare nicht, daß Helene von den Anstrengungen des Tages doch übermüdet war. Sie übergaben die Kinder daher einstweilen der Magd und führten ihren Gast hinauf in ein freundliches kleines Mansardenzimmer, wo ein frisch überzogenes Bett stand, wünschten ihr gute Nacht, und ließen sie bei ihrem Kerzenlicht allein. So erschöpft war Helene, daß es ihr während des Auskleidens nicht mehr gelingen wollte, einen flauen Gedanken festzuhalten, und selbst die schrecklichen Dinge, die sie aus dem Vaterhause fortgetrieben, schienen ihr schon vor langer, langer Zeit geschehen zu sein. Als sie sich niedergelegt hatte, suchte sie sich noch einmal zu sammeln, und dann entführte der Schlaf sie in die lieblichsten Traumgegenden.

Am folgenden Morgen hatte Helene sich soeben angeseidet, und dabei den besten Anzug aus ihrem geringen Vorrathe gewählt, als Frau von Lips sie zum Kaffee abholte, der an einem schattigen Platze in dem kleinen Blumengarten hinterm Hause aufgetragen war, wo sie den Hausherrn und die Kinder schon vorhanden, die Helene auf's Zutraulichste begrüßten. Nachdem die Erwachsenen ihren Kaffee und die Kinder ihre Milch genossen, wurden die Kleinen fortgeschickt, und Frau von Lips wandte sich mit einer gewissen freundlichen Großartigkeit an Helene und sagte:

Mein liebes Fräulein, nach einer reißlichen gemeinsamen Ueberlegung habe ich Ihnen im Einverständniß mit meinem Gatten einen Vorschlag zu machen, von dem wir lebhaft wünschen, daß er Ihnen Beifall finden möge. Nach unserer Kenntniß der hiesigen Verhältnisse ist es nicht wahrscheinlich, daß sich so bald eine Gouvernantenstelle mit lohnender Einnahme für Sie austrühnen sollte. Bis dies aber der Fall wird, bieten wir Ihnen an, einstweilen diese Stelle in unserm Hause zu übernehmen. Einstweilen, sage ich, um damit die völlige Freiheit dieses Verhältnisses zu bezeichnen; wortnach Sie uns jeden Augenblick würden verlassen können, wir aber für Ihre sämtlichen Bedürfnisse Sorge trügen so lange wir beisammen bleiben, ohne jedoch die beiderseitige Freiheit durch Festsetzung eines bestimmten Gehaltes zu beeinträchtigen.

Wenn Sie einmal Geld nöthig haben, sagte der Gatte, so brauchen Sie es natürlich nur zu sagen.

Das ist es, fuhr die Frau fort, was ich noch hinzufügen wollte, und es sollte

uns sehr angenehm sein, wenn Sie auf diesen freundschaftlichen Antrag vertrauensvoll einzugehen sich bewogen finden würden.

Helene war von diesem Antrage zwar überrascht und es wunderte sie, daß er nach so kurzer Bekanntschaft gemacht wurde, doch konnte sie ihn in ihrer augenblicklichen Lage nur willkommen heißen. Sie nahm ihn daher mit Dank an. Dann wurden die Kinder herbeigeholt und Frau von Lips stellte ihnen mit etwas mehr Heiterlichkeit, als nöthig war, Helene als ihre Gouvernante vor, worauf sie mit den Kleinen in das Haus ging.

Helene wollte nun mit dem Haussvater verabreden, was sie etwa lehren sollte; er behandelte das aber sehr leichthin und sagte: Si, die Geheimnisse der Buchstaben und des Schreibens und die Mystik der Zahlen werden Sie Flora in gelegentlichen Halbstündchen schon beibringen. Von den beiden kleineren kann noch keine Rede sein. Ein hübsches seines Vertragen werden alle Drei von Ihnen lernen, das war mir gestern schon klar. Aber spielen Sie Klavier? Haben Sie darin schon unterrichtet?

Das hab' ich noch nicht gethan, antwortete Helene, aber ich glaube, ich würde es wohl können.

Rum, wissen Sie, sagte er, wenn Sie Flora darin unterrichten wollen, so will ich Sie dafür im Unterricht unterrichten, und Beides kann zusammen gehn. Die Meisten denken, es genüge, Notenlesen und Fingerfertigkeit, etwas von den Taktarten, den Unterschied von Dur und Moll und Beachtung der Vorschriften über den Vortrag zu lehren; und ihre Schüler können denn auch im Umsehen etwas herzummeln, was Väter und Mütter, Onkel und Tanten entzückt, und hilft ihnen nicht ihre gute Natur, so dilettieren sie lebenslang so weiter und meinen, sie hätten's. Nein, Fräulein Helene, jene Dinge sind nothwendig, aber nicht jedes, was nothwendig ist, ist auch schon genügend. Was man von Anfang an und immer beachten muß, ist die Ausbildung eines strengen und feinen Taktgefühls, eines garten Gehörs, das keine unvorbereiteten Dissonanzen oder Quartseptaccorde, keine Quintengänge oder Querstände, keine Dissonanzen und verminderde Accorde ohne Auflösung erträgt, auch keine unvermittelten Übergänge in fremde Tonarten, weshalb die Grundlagen der Harmonielehre unerlässlich sind; ferner die Ausbildung des Geschmacks für das Schöne und Edle, und des Gefühls für die Stimmung und Seelenbewegung, die den Tondichter erfüllten, als sein Werk daraus hervorging. Man sollte glauben, daß Alles verstehe sich von selbst, aber Männchen und Weibchen seitänzern darüber weg. Verstehen Sie mich, liebes Fräulein?

Ich glaube, ja; antwortete sie. Ich liebe die Musik, und hoffe mit Ihrer Hülfe weiter zu kommen.

Rum, rief er, da wären ja Glaube, Liebe und Hoffnung vorhanden, und so wird es schon etwas werden.

Sie nehmen die Sache so ernst, sagte Helene, daß Ihr Unterricht vortrefflich sein muß.

Ich meine selbst, daß er's sein müßte, entgegnete er, aber ich gebe keinen. Das verträgt sich nicht mit unserer Stellung. Ich dirigire nur, und dabei müssen es Musiker, Solisten und Chöre machen, wie ich will, nicht wie Sie wollen. Nebri gens kümm're ich mich um das Musiktreiben in der Stadt nicht, wenn ich mich nicht aus Höflichkeit einmal damit peinigen lasse. Sie thun's nur noch selten, und das,

meine Liebe, habe ich dadurch erreicht, daß ich alles ohne Unterschied so stark lobte, daß die Leute selbst lachen mußten oder sich schämen, immerhin aber den Schall merkten und sich nicht mehr blamiren wollten. Man sagt, ein Kunstwerk solle trefflich sein oder gar nicht existiren. Daß aber der Vortrag einer Mozart'schen Arie oder einer Beethoven'schen Sonate auch ein Kunstwerk sei, fällt dem lieben eitlen Dilettantismus nicht ein. Na, wir wollen den Leuten ihre Thorheiten lassen, wenn sie uns damit nur nicht behelligen. — Willst Du ausgehn, Clärchen?

Die letzten Worte waren an seine Frau gerichtet, die so gelleidet zurücklehrte, daß dieses zu vermuthen war.

Ich will Fräulein Helene zur Pastorin Holtenau bringen, sagte sie, und vorher noch Einiges besorgen. Sie müssen mir die Indiscretion verzeihen, liebes Fräulein, daß ich mit inzwischen erlaubt habe, Ihre mitgebrachten Toilettengegenstände zu inspiciren. Sie bedürfen jedenfalls eines Hutes, eines Tuches, eines Sonnenschirms und noch einiger Kleider. Da wir versprochen haben, für Ihre Bedürfnisse zu sorgen, so wollen wir diese Anläufe auf dem Heimwege abmachen.

Och! sagte Helene beschämmt, verwirrt und zweifelnd, ob sie dies annehmen solle, da sie ja selbst noch Geld hatte.

Hörst Du, Clärchen? rief Herr von Lips. Dies ist das treffliche Och, die rechte Mitte zwischen Ach und Oh, das ihr für die gebildete Schriftsprache nicht gelten lassen wollt, als bestände die Reinheit der Sprache in ihrer Armut.

Aber Niemand schreibt es, mein Theurer, warf sie ein.

Um so schlimmer! entgegnete er. — Während sie darüber noch scherzend weiter stritten, bedachte Helene, wie wenig jenes stolz widerstrebane Gefühl sich mit ihrer jetzigen Abhängigkeit vertrage; wie Verpflegungen solcher Art ja auch nur an die Stelle eines Gehaltes treten sollten, und wie Verhältnisse eintreten könnten, wo sie ihren Geldvorrath bitter nöthig habe. Sie unterdrückte daher ihre Empfindungen und stellte sich Frau von Lips zur Verfügung.

Sie begaben sich fogleich in die nächsten Läden, und die seine Frau überließ ihr ganz die Auswahl der Sachen. Hut, Tuch und Sonnenschirm mußte sie fogleich an sich nehmen; die Kleiderstoffe sollten in's Haus geschickt werden. Natürlich hatte Helene überall das schicklichste Einsache gewählt; eins aber war ihr aufgefallen. In allen vier Läden, die sie besuchten, zeigten sich die Leute ansfangs verblossen und wenig gehälig, bis Frau von Lips die gefüllte Börse auf den Tisch legte, worauf sie dann ebenso diensteifrig und höflich wurden. Helene fann über diese Sonderbarkeit noch nach, als sie die Wohnung des Oberlehrers Doctor Holtenau erreichten und sich bei der Frau Pastorin melden ließen.

Die alte Dame war eine ruhige, freundliche, mittlerliche Erscheinung und empfing die Eintretenden mit wohlwollender Artigkeit. Frau von Lips stellte ihr Helene vor und sagte dann: Unsere junge Freundin bringt Ihnen einen Brief Ihrer Schwester. (Helene überreichte ihn.) Haben Sie vor Allem die Gewogenheit, denselben zu lesen, damit wir uns über seinen Inhalt weiter berathen können.

Die Pastorin holte ihre Brille hervor, las und sagte, indem sie den Brief zusammenfaltete, sie werde mit ihrem Sohne darüber sprechen, der vielleicht, wenn auch nicht fogleich, eine passende Stelle ausfindig machen könne. — Es eile durchaus nicht, meinte Frau von Lips, da sie Helene einstweilen zu ihren eigenen Töchtern genommen

hätten, die doch allmählich einer solchen Führung bedürften. — Die würdige Dame sah sie etwas erstaunt an, erkundigte sich aber sogleich bei Helene nach ihrer Schwester, deren Güte diese nicht genug rühmen konnte. Dann unterhielten sich die beiden Frauen eine Zeit lang über andre Dinge, und die Besuchenden empfahlen sich um nach Haus zurückzufechten.

Es fand sich keine andre Stelle, und Helene blieb im Hause des Musikkirectors. Das Ehepaar behandelte sie fortwährend mit der größten Freundlichkeit, ja wie ein Glied der Familie, die Kinder hingen leidenschaftlich an ihr, aber welche Wirthschaft führten diese guten Leute! Eine solche Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit war Helene noch nicht vorgekommen. Für alle Nahrungsbedürfnisse mußte die Magd sorgen, der das Geld dazu ungezählt eingehändigt wurde und die nie Rechnung abzulegen brauchte. Zum Glück war sie treu und ehrlich, aber der Geist ihrer Herrschaft schien auch auf sie übergegangen zu sein, und es geschah nicht selten, daß sie erst kurz vor Mittag erklärte, sie habe heute nichts Ordentliches austreiben können und daher nicht gelockt. Dann hielt die gnädige Frau eine kleine wohlgesetzte Rede über die häuslichen Pflichten, der Gatte rieb sich lachend die Hände, und die ganze Familie wanderte auf's Land hinaus, um sich dort mit einigen Schalen sauerer Milch zu sättigen. Ueberhaupt blieben sie bei günstiger Witterung selten zu Hause. Die Umgegend hatte so viele schöne Punkte auf den Bergen und im Thale, und alle mußten besucht werden. Geschah dies in Gesellschaft, so blieb Helene mit den Kindern daheim. Ebenso, wenn das Ehepaar Einladungen in der Stadt erhielt, was gegen den Herbst zu immer häufiger stattfand; denn in der sogenannten guten Gesellschaft waren sie wegen ihrer heiteren Lebhaftigkeit und seinen Bildung immer willkommen, und obwohl man wissen wollte, daß ihr Adelsprädicat mehr als zweifelhaft sei, so wurden sie doch gerade wegen desselben ausgezeichnet, und ihn nannte man allgemein Herr von Lips, nie Herr Musikkirector. Aber auch wenn sie mitunter im eignen Hause Abendgesellschaft hatten, zog sich Helene möglichst davon zurück. Sie suchte auf alle Weise verborgen zu bleiben.

Dies gelang ihr nur zum Theil. Sie hätte nicht so jung, nicht eine so kräftige glückselige, idyllische jugendliche, „heitere,“ „waghalsige,“ „fröhliche,“ „überzeugende,“ wenn ihr geheimer Kummer, so groß er war, nicht allmählich hätte in den Hintergrund treten sollen. Da freilich stand er fest und unverrückbar, und das schüchte sie davor, in dem sorglosen Strudel der Anderen mit fortgespült zu werden. Nach und nach aber konnte sie ihre Gedanken von ihm abwenden, frischer wieder in die Welt blicken, ja ihre frühere Lebhaftigkeit und Heiterkeit zum Theil wiedergetinnen. Die Folge war, daß sich auch ihr Aussehen änderte, ihre schönen dunklen Augen den alten Glanz, ihre anmutigen Wangen die frühere Röthe wieder erhielten. Die männliche Jugend wurde aufmerksam auf die schöne Gouvernante, suchte ihren Anblick zu erhaschen und sich ihr zu nähern. Sie aber suchte sich nur um so mehr zurückzuziehen. Ob sie Seeholz noch gedachte? Ja, mit der Wehmuth, mit der man einer getäuschten Hoffnung nachblickt, mit der man eine liebliche Erwartung aufgibt. Das Verhältniß war doch zu unentwickelt gewesen, um tiefere Spuren in ihrem Gemüth zu hinterlassen.

Nicht blos den Kindern widmete sich Helene mit liebevoller Sorgfalt, sie bemühte sich auch, Ordnung in den leichtsinnigen Haushalt zu bringen, und erreichte es einigermaßen; später im Jahre sorgte sie für Anschaffung von Wintervorräthen, worüber Herr von Lips verwundert lachte, was Frau von Lips als eine Vorsicht gebührend hiess, woran aber Weibe noch nie gedacht hatten. Alle Näharbeiten im Hause verrichtete Helene. Durch alles das wurde sie dem Ehepaare, das seiner Schmetterlingsnatur um so freier folgen konnte, immer unentbehrlicher. Sie lieben es ihr an nichts fehlen, und beschenkten sie am Christfest sehr reichlich.

Wunderliches aber erschien sie allmählich durch die Hausmagd, die schon seit Jahren im Dienste der Herrschaft war und die Absicht hatte, sich nie von ihr zu trennen. Herr von Lips bezog nur ein mäßiges Gehalt und außerdem den Ertrag von drei Winterconcerten. Aber weder er noch seine Frau dachten je an eine Eintheilung ihrer Einnahmen, an eine Beschränkung ihrer Ausgaben. Alles eingegangene Geld wurde offen in den Auszug einer Commode geschüttet, der nur bei Nacht oder wenn alle ausgingen verschlossen war, und aus dem jeder von ihnen nahm, was er bedurfte. Letzteres hatten sie sogar Helenen freigestellt, die es aber nicht angenommen. Obgleich sie nun eigentlich einsam und mäßig lebten, so geschah es zu Zeiten doch, daß der Kasten plötzlich leer war. Dann wurden alle Bedürfnisse auf Rechnung genommen. Neue Einnahmen deckten hernach kaum die alten Schulden und es wurden neue und größere gemacht, bis Niemand mehr borgen wollte, die Familie in wirkliche Roth geriet, und die Sache zum Stadtgespräch wurde. Schon dreimal war es dahin gekommen. Die beiden ersten Male hatten reiche Gönner und wohlhabende Freunde die Schulden heimlich bezahlt und die Quittungen Jenen von unbekannter Hand zustellen lassen, was sie denn jedesmal in ihrer Herzensberleichterung durch eine sehr heitere Abendgesellschaft gefeiert hatten. Beim dritten Male war ihnen zur rechten Zeit eine Gesellschaft von einigen tausend Thalern zugefallen. Aber auch diese hatte Herr von Lips, nach Bezahlung aller Schulden, nur in den Commodityosten geschüttet, und noch jetzt lebte man davon, wenn auch ohne Verschwendug, als ob das Geld kein Ende nehmen könne. So ging der Winter vorüber, es wurde Frühling, der Sommer kam.

Je näher der Jahrestag rückte von Helenens Flucht aus dem Vaterhause, desto lebhafter trat die Erinnerung daran wieder in ihr hervor, desto sehnlicher wurde ihr Verlangen, zu erfahren, wie es dem Vater und den Geschwistern ergehe, und ob ihre ungläubliche Mutter ihr zweisätzlich schweres Unrecht nicht bereue. Nach vielen Erwägungen, Zweifeln und inneren Kämpfen schrieb sie endlich an ihre Mutter selbst, gerade an jenem Jahrestage:

„Darf Helene auf einige Nachrichten von den geliebten Ihrigen hoffen, die sie heiß ersehnt und um die sie flehentlich bittet, so werden diese sie erreichen unter „der Adresse: Helene Meier beim Russldirector von Lips in G....“

Sie glaubte diesen Zeilen nur noch das Datum hinzufügen zu dürfen, versiegerte, adressirte sie und trug sie tief bewegt selbst nach der Post. Nach einigen Tagen gespannten Hartens lief die Antwort ein. In dem Couverte lag eine Visitenkarte der Präsidentin, auf welche dieselbe mit fester rother Hand geschrieben hatte: „Helene ist für uns gestorben und begraben.“ Weiter unten fanden sich in weniger sicheren

Schriftzügen die vier Worte: „Alle befinden sich wohl.“ Auf der Rückseite stand, sehr flüchtig mit Blei geschrieben: „Fernere Zuschriften werden nicht angenommen.“ —

Wie bitterlich weinte Helene in stillen Nachten über diese Antwort und über Alles, was sie daraus schließen mußte! Die Karte verbrannte sie. O hätte sie die Erinnerung an sie mitverbrennen können! Es wähnte viele Wochen, ehe sie wieder ihre vorige Fassung und Heiterkeit gewann. Als jedoch der zweite Herbst gekommen war, traten andere Sorgen an sie heran.

Die erforderlichen Wintervorräthe mußten eingekauft werden und Helene bat Frau von Lips um daß dazu nöthige Geld. Frau von Lips zog den Geldkasten heraus, blickte hinein, schob ihn wieder zu, drehte sich um und sagte: Beste Helene, es ist eine unangenehme Wahrheit, über welche man, wie über alles Unangenehme, nicht weiter grübeln darf, aber eine Wahrheit ist es, daß wir nur noch einige Thaler vorräthig haben, die zu Flora's Geburtstagstheuer verwendet werden müssen. Unter diesen Umständen wird es vernünftiger und angemessener sein, keine Vorräthe anzuschaffen, sondern bis auf Weiteres, d. h. bis wiederum Geld einfiebt, alle Bedürfnisse bei den Leuten auf Rechnung zu nehmen.

Ist auch bequemer und viel anständiger, als immer die schmückigen Münzen zwischen den Fingern zu haben, sagte Herr von Lips, indem er von einer Partitur, die er durchlaß, so heiter lächelnd aufblieb, als wäre ihm die erfreulichste Neuigkeit mitgetheilt. Überlassen wir das den Geldmenschern, den Mammonanbetern, denen mit ihren elenden Groschen alle Lust und Fröhlichkeit des Lebens verlischt.

Da Beide die größte Neigung zeigten, von einer so unbedeutenden Sache nicht weiter zu reden, so fand Helene Zeit zu einiger Überlegung, und sagte dann: Bitte, hören Sie mich an! Es ist doch wirklich nöthig, daß Demand den Haushalt überwache und für ihn einstehe; allmählich ist dies mir zugefallen und ich thue es gern; aber auf die vorgeschlagene Weise kann ich nicht verfahren.

Es hat gar keine Schwierigkeit, liebe Helene, sagte Frau von Lips; das kann ich aus Erfahrung versichern.

Im Gegentheil, sagte der Gatte; es erleichtert das Leben außerordentlich, es fehlt ihm gleichsam Flügel an. Außerdem, Helenchen, wissen Sie nicht, wo der Kaiser sein Recht verliert?

Helene suchte ihnen alle Nachtheile einer solchen Wirtschaftsweise begreiflich zu machen, ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß Frau von Lips citirte, grau sei alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum, und sagte zuletzt: Ich besitze noch einige Ersparnisse aus früheren Zeiten, mit denen ich, für den Haushalt allein, bis zu Ihren nächsten Einnahmen auszureichen denke —

Kein Wort weiter! unterbrach sie Herr von Lips, während ein plötzlicher Ernst vorübergehend durch seine Züge glitt. Das darf nicht sein! Sehen Sie hinter dieses Kreuz nur gleich wieder ein Quadrat, Helenchen! Wissenschaft ist eine edle Sache, aber hiervon will ich nichts wissen.

Warum aber, meinte Frau von Lips, sollen wir der guten Helene in einer solchen Kleinigkeit nicht dankbar nachgeben, wenn sie die Überzeugung hegt, daß dieses bei Weitem das Vernünftigste und Vortheilhafteste sei?

Was gehn uns Vernunft und Vortheil an? verachtete er lachend. Kennt Ihr Diesen und Jenen? Holen kann er mich vielleicht, obgleich ich besseres hoffe, aber

ehe er mich dazu verleitet, will ich ihm so viele Choräle von Johann Eccard und Leo Hafner zu hören geben, daß er mit dem Gegenthell von Wohlgeruch abziehen soll.

Er scherzte noch lange munter fort, blieb aber fest, und Helene entfernte sich. Sie fühlte zum ersten Mal, seit sie in dem Hause war, daß Bedürfniß eines guten treuen Rathes und wußte Niemand, dem sie sich anvertrauen könne, als etwa die Pastorin Holtenau. Die würdige Frau hatte seit jenem ersten Besuche einen gewissen Verlehr, nicht sowohl mit Lipsens, als mit Helene fortgehalten und ihre stets die freundlichste Zuneigung bewiesen, ihr auch in häuslichen Dingen mehr als einmal den besten Rath ertheilt, und wenn ihn Helene auch nicht verlangt hatte, so hatte sie ihn doch begolgt und stets bewahrt gesunden.

Nach kurzem Bedenken begab sich Helene zu ihr, stand sie, wie immer, allein, und sah sie im Vertrauen ihre Verlegenheit auseinander.

Die Lippische Geldwirthschaft ist leider bekannt, sagte die gute Alte, und die Leute sind schon öfter in ähnlicher Lage gewesen. Sein Widerstand bei Ihrem Anerbieten, liebes Kind, freut mich übrigens; er zeigt, daß er bei allem Leichtfinn doch ein braver Mensch ist. Sie aber haben vollkommen Recht darin, daß Sie sich gegen ein solches Schuldenmachen sträuben; nur weiß ich nicht, wie man da helfen soll. Hätten Sie etwas dawider, daß wir meinen Sohn mit in's Vertrauen jögen?

Nein, Helene hatte nichts dagegen. Sie kannte ihn zwar noch nicht, hatte aber immer nur mit großer Achtung und Anerkennung von ihm reden hören. Die Mutter ging und kehrte bald mit einem ernsten jungen Mann von schlanker Gestalt, hoher freier Stirn und wundersam glänzenden tiefgrauen Augen zurück, den sie als ihren Sohn, Doctor Holtenau, vorstellte und mit Helenen bekannt machte. Er sah sich nach einigen freundlichen Worten zu ihnen, die Mutter berichtete ihm, worum es sich handle, und verlangte schließlich seinen Rath.

Zu ratthen ist da nicht, nur zu helfen, sagte der Doctor. Das Ihrige, mein Fräulein, es sei wenig oder viel, dürfen Sie keinenfalls in dies bodenlose Gefäß schütten. Aber vielleicht könnte man für Herren von Lips einen Credit eröffnen unter der Bedingung, daß Sie allein und nur zu den regelmäßigen Haushaltungsausgaben das Nöthige erheben dürften, er dann aber von seinen nächsten Einnahmen das Erhobene zurückzahlte. Was meinen Sie dazu?

Helene fand eine solche Einrichtung zwar sehr vernünftig, glaubte aber, daß sie sich kaum mit ihrer Stellung vertüge und dieselbe ändern müsse. Mutter und Sohn meinten, daß dies bei der bekannten Art des Ehepaars schwerlich zu fürchten wäre, und überzeugten Helene, nach einer ausführlichen Besprechung der Verhältnisse, daß auf andere Weise nicht zu helfen sei. Der Doctor, der während dieser Verhandlung großen Anteil an Helene zu nehmen schien und seine Augen kaum von ihr abwandte, erbot sich, die Sache mit Herrn von Lips zu ordnen. Die Mutter aber erinnerte davon, daß der Herleiher auf jeden Fall eine bestimmte Bürgschaft oder Sicherheit verlangen werde.

O, dazu, sagte Helene lebhaft, lassen Sie mein Aufgespartes dienen! Das braucht Herr von Lips nicht zu erfahren. Es wird hinreichen. Es sind siebzehn doppelte und siebzehn einfache Louisdör.

Nein, nein! sagte Holtenau. Das wird unndthig sein. Er hat ja noch das Haus. Aber diese Goldstücke — sind es nicht Geburtstagsgeschenke aus glücklicheren Zeiten?

Helene schwieg einen Augenblick. Es ist so, sagte sie dann, indem sie eine vorquellende Thräne zwischen den Wimpern zerdrückte; aber bitte, fragen Sie nicht weiter.

Warum blickte er sie so lange mit halb verschatteten Augen an? Warum strich er dann so nachdenklich mit der Hand über die Stirn? Und warum versprach er mit so warmem Eifer, noch heute Alles in Ordnung zu bringen? — Und als Helene nach herzlichen Dankesworten sich verabschiedete, warum erröthete sie, als er ihr lebhaft die Hand drückte? warum zitterte ihre Hand in der seinigen? warum war beim Heimgehn ihr Auge soträumerisch und ihr Schritt so leicht?

Der Doctor hielt sein Versprechen. Noch denselben Abend besprach er sich mit Herrn von Lips, leitete die Sache mit der gesuchten Schonung Helenens ein, brachte seinen Vorschlag auf das zarteste an, setzte ihn auß entschiedenste durch. Herr von Lips behandelte die Sache zwar wie ein heiteres verwickeltes Räthsel, wie einen unterhaltenden Scherz, fühlte aber wohl die Feinheit der Güte, den besonnenen Ernst seines Helfers, umarmte ihn schließlich dankbarlich und bat ihn, sein Haus doch öfter zu besuchen. Holtenau versprach es, und auch dieses Versprechen hielt er.

Es war fünf Jahre nach dem Verschwinden Helenens aus dem väterlichen Hause. Guido befand sich auf der Universität, Anna in einer Pensionsanstalt, der Präsident war in den wenigen Jahren zum Greise geworden und ein unausgefecht nagender Kummer hatte seine Züge mit tiefen Furchen durchzogen. Seine Aufmerksamkeit, seine Ritterlichkeit gegen die schöne Frau hatte sich nicht verminderet, dennoch hatte sich seit Helenens Flucht ein Schatten zwischen Beide gesagert, dessen sich jedes bewußt war, ohne es dem Andern merken zu lassen. Bei der Präsidentin aber hatte sich allmählich ein Körperleiden entwickelt, dessen Unheilbarkeit sie dunkel ahnte, das sie lange zu verborgen und im Wirbel bunter Berstreuungen zu vergessen wußte, das aber nun, auf's bedenklichste gesteigert, sie schon wochenlang auf dem Krankenlager niederhielt. Wer hätte die ehemalige siegende Schönheit wieder erkannt in dieser abgemagerten, entstallten, bleichen Gestalt mit den harten Gesichtszügen, den stehenden ruhelos irrenden Augen, den eingekniffenen, zerbissenen Lippen? Außer dem Arzte und der Wärterin wollte sie Niemand sehen, selbst ihren Gemahl nicht, und auch die Wärterin durfte das Gemach nur betreten, wenn die Kranke Klingelte. Und doch hätte die Ungläubliche wahrscheinlich die wildeste Gesellschaft leichter ertragen, als diese entsetzliche Einsamkeit. Den Gedanken, daß es mit ihr zu Ende gehe, wollte sie nicht an sich heranlassen, und doch rang sie unaufhörlich mit ihm. Noch war ja Leben in ihr, noch fühlte sie sich nicht ganz entkräftet, sie konnte sich noch bewegen, konnte noch leben und anhaltend leben. Aber in einer ihrer schlaflosen Nächte hatte sich ihr Zustand in wenigen Minuten sonderbar verändert.

Doctor, sagte sie, als ihr Arzt zur gewöhnlichen Zeit hereintrat, — Doctor, was ist das? Alle Schmerzen haben mich diese Nacht verlassen, aber ein anderes unbeschreibliches Gefühl ist an die Stelle getreten, daß kein Schmerz, aber schrecklicher ist, als alle Schmerzen. Doctor, ist dies das Sterben? Ich verlange Wahrheit. Ich muß es wissen.

Warum müßten Sie das wissen, gnädige Frau? fragte der Arzt.

Weil sonst ein Geheimniß mit mir geht, sagte sie schaudernd, an dem mehr hängt als ein Leben, mehr als die armselige Schonung einer Sterbenden. Verbergen Sie mir die Wahrheit, so begehen Sie ein Verbrechen.

Der Arzt erkannte, daß er sie nicht täuschen dürfe. Nach sorgfältiger Prüfung ihres Zustandes sagte er: Ihr Vorgefühl war das richtige, gnädige Frau. Weder Kunst noch Natur vermag Ihr Leben mehr zu erhalten.

Sie fuhr zusammen, sie schloß die Augen und lag einige Minuten schweigend. Dann blickte sie mit einem schweren Seufzer auf und klingelte. Die Wärterin trat ein. Mein Mann und der Regierungsrath von Seethal sollen zu mir kommen, sagte die Kranke.

Und möglichst bald! flüsterte der Arzt der Wärterin zu. Diese eilte fort.

Die Kranke erfuhr den Arzt, ihr ein Küstchen zu reichen, aus dem sie ein Papier nahm, und bat ihn dann, sie allein zu lassen, aber in der Nähe zu bleiben. Was mochte, als er gegangen war, in ihrer Seele vorgehen? Ihre Gesichtszüge waren wie die einer heftig Weinenden, ohne daß ihre vertrockneten Thränenquellen einen Tropfen hervorbrachten; mehrmals durchzuckten gewaltsame Erschütterungen den ganzen Körper; dann kam es wie eine Art Ruhe und Stille über sie. Und so fanden sie die beiden Männer. Sie hatten im Vorzimmer mit dem Arzte gesprochen und traten in tiefster Bewegung und mit nassen Augen an das Sterbelager.

Seht euch! sagte die Unglückliche, indem sie den ganzen Rest ihrer Kräfte zusammenfaßte. Und nun hört mich! Könnt ihr mir vergeben, so thut's; ich bitte nicht darum; ich kann es selbst nicht. Aber das wisset: Helene war unschuldig; ich bin die Schuldige.

Die Eröffnung traf die beiden Männer wie ein Blitz. Entsetzlich! stammelte der Präsident; und Du konntest —

Ja, sagte sie. Aber still! Ich will bekennen, Alles bekennen, von Anfang an. Ich will Niemand anklagen, nicht meine Eltern, nicht meine Erzieher. Es stal in mir: ich mußte überall die Glänzende, Bewunderte, Beneidete sein; ich mußte immer prunken, immer mit dem Neuesten und kostbarsten gepynt sein. Solange mein Vater lebte, machten es mir seine Zuschüsse, als er starb, mein Erbtheil möglich. Auch dies nahm zuletzt ein Ende. Ich beschloß, mich einzufränen, aber ich vermoch't es nicht über mich. Ich geriet in Schulden. Um der Schwach einer Schuldklage zu entgehen, holte ich zum ersten Mal eine kleine Summe aus dem Geldscheanle. Bei dieser Nacht nahm ich die Schlüssel von Deinem Nachttische und legte sie hernach wieder hin. Auf dieselbe Weise erstattete ich den Betrag wieder von meinen nächsten Toilettengeldern. Ganz so machte ich's noch einmal. Beim dritten Mal unterließ ich die Wiedererstattung — es war ja nichts bemerkt worden — und dann holte ich mehr und immer größere Summen. Und endlich kam die Entdeckung.

Sie schwieg vor Erhöhung und wollte die Augen mit dem Arm bedecken, aber er sank kraftlos nieder. Die beiden Männer starrten sie atemlos an, der Präsident mit dem Ausdruck eines namenlosen Schmerzes. Und Helene? fragte er endlich.

Wieder ruckte eine heftige Erschütterung alle Glieder der unseligen Frau zusammen. Warum — sagte sie, und ihre Stimme war plötzlich heiser geworden und ihre eingekniffenen Augen irrten hin und her. — Warum nahm sie die Schuld auf sich? Weißt Du's? Ich nicht. Als sie es hat, hielt ich sie auch für schuldig. Ich

glaubte, sie habe im Kleinen gethan, was ich im Großen, und auf demselben Wege. Ihre Flucht schien das zu bestätigen. Aber ich rechnete zusammen, was ich genommen und was ich noch hatte, und es war die fehlende Summe. Da hatt' ich einen schrecklichen Tag. Aber sie war fort, das hatte mich gerettet. Sie mußte fort bleiben. Als sie mir dies schickte (sie gab dem Präsidenten Helenens Brief), schrieb ich ihr, sie sei tott für uns. Nein! Sie darf nicht kommen. Warum hat sie es auf sich genommen? —

Von diesem Augenblicke an verfiel sie in Zerrütteten, wilde Phantasien, klagte über Erblindung und wurde schwächer und schwächer. Seethal hatte Helenens Beilei gelesen, und selbst das Elend der Sterbenden konnte die tiefe Erbitterung nicht mildern, die er empfand. Er entfernte sich, schickte den Arzt hinein, blieb aber im Hause, im Zimmer des Freundes.

Es wähnte nicht lange, als der Präsident schwankend und mit strömenden Thränen zu ihm kam und in stummem Schmerz ihn umarmte. Sie hatte geendet. Von Trostung konnte nicht die Rede sein. Seethal fühlte, daß dem edlen Greife mehr geraubt war, als der Tod ihm hätte nehmen können. Er verließ ihn nicht, schrieb statt seiner an Guido und Anna und besorgte alles Röthige zum Begräbniß.

Der Präsident wollte keinen Andern sehen. Er vergrub sich in seinem Schmerz und sein Gemüthszustand war in den ersten Tagen wahrhaft befohnigterregend. Er weinte nicht mehr. Er stand oder saß stundenlang unbewegt und starzte auf denselben Fleck, theilnahmlos für Alles, was um ihn vorging, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf eine Frage zu antworten. Erst am Vorlage der Bestattung, die in der frühesten Morgenstunde geschehen sollte, brach er dies Schweigen und schüttete seinen ganzen Jammer in das Herz des Freundes aus.

Seethal unterbrach ihn nicht, suchte auch die Ursachen seines Schmerzes nicht in ein mildeß Licht zu stellen, ja er trieb ihn an, Alles herauszusagen, was sein Inneres zerriß und durchwühlte, und dann erst sagte er: Gewiß gehört es zu dem Allerbittersten, zu erfahren, was Sie, mein würdiger Freund, erfahren haben. Aber vergessen sie denn, von welch wiedergewonnener Zukunst die verlorne Vergangenheit aufgewogen wird? Welch ein reiner und würdiger Gegenstand für Glauben, Liebe, Ehre und Vertrauen Ihnen in Helene zurückgegeben wird? Ich habe Alles vorbereitet, daß wir morgen, gleich nach dem Begräbniß, abreisen können, um sie aufzusuchen, deren edles Bild, Gott sei Dank, klar und gereinigt wieder vor uns steht. Mit welchem Gefühl werden Sie die theuere Tochter wieder in die Arme schließen!

Diese und ähnliche Worte gaben den Gedanken des Vaters eine andere Richtung. Er war ganz einverstanden mit der Reise und dankte Seethal für seine Vorlehrungen. Das Leben gewann wieder Werth für ihn, die jahrelang erstickte Liebe zu der Tochter glühte in reiner heller Flamme empor.

Noch einmal, beim Begräbniß selbst, übermannete es ihn mit tiefschmerzlichem Grauen, seine reinsten und besten Gefühle jahrelang an ein so unwürdiges Wesen verschwendet zu haben. Dann, heimgelebt, stieg er mit dem Freunde aus der Trauerkutsche in den mit Extrapolospferden bereitstehenden Reisewagen, und bald rollten sie — es war wieder um die Erntezzeit — auf derselben Straße dahin, auf welcher Helene in jener Nacht aus der Vaterstadt geflohen war.

Was die immer näher rückende Aussicht auf die Wiedervereinigung mit einer geliebten Tochter, die Theilnahme eines mithühlenden Freundes und eine fast dreitägige Fahrt durch mannigfaltige fruchtbare Landstriche zur Herstellung eines schwer verwundeten Gemüthes thun konnten, hatten sie an dem Präsidenten gethan, als die Reisenden an ihr Ziel gelangt waren und vor dem ersten Gasthöfe der Stadt austiegen. Beide hatten keinen andern Gedanken, als Helene sobald wie möglich zu sehen. Sie überließen dem Bedienten die Sorge für Logis, Wagen und Gepäck und ließen sich sogleich nach der Wohnung des Musikdirectors von Lips weisen. In der Haushütte trafen sie ein spielendes Kind von etwa acht Jahren.

Ist hier Fräulein Helene Meier? fragte Seethal.

Das kleine Mädchen sah ihn verwundert an und fragte: Wer? Tante Helene? Ja, ja! verachtete der Präsident.

Rein, sagte das Kind. Hier ist sie nicht, aber ich will Sie hinbringen.

Die kleine sprang voraus und sie folgten ihr durch einige Straßen, dann lief sie, indem sie sich umsah und winkte, in ein Haus und rief: Tante Helene! Hier sind Herren, die nach Dir fragen.

Eine Stimme aus dem inneren Theile des Hauses rief: Bist Du's, kleine Blanca? Führe die Herren in die Stube! Gleich kommtemand.

Die Eintretenden erkannten die Stimme. Der Präsident zitterte heftig und wollte ihr zuwenden. Seine Knie wankten. Seethal, selbst mit klopfendem Herzen, hielt ihn, stützte ihn und führte ihn in das Zimmer, das die Kleine öffnete ohne mit einzutreten. Einige Minuten warteten sie in größter Spannung und Aufregung, beide sprachlos, die Augen auf die Thür geheftet. Jetzt öffnete sich diese, aber nicht Helene, sondern ein wohlgefleideter Mann mit hoher Stirn, glänzenden geistvollen Augen und angenehmer Gesichtsbildung trat herein. Wen hab' ich die Ehre — ? fragte er, sich verneigend. Seethal bemerkte, man habe sie hier hereingewiesen, stellte den Präsidenten vor, nannte sich selbst und sagte: Aber vergeilen Sie, wir suchen hier eine junge Dame, die sich Helene Meier nannte.

Der Andere sah sie mit gespannter Überraschung an und fragte: Meine Herren, ich bin der Oberlehrer Doctor Holtenau und Helene ist seit länger als zwei Jahren meine Frau und das Glück meines Lebens.

Mein Gott! sagte Seethal, wandte sich ab und biß sich auf die Lippen. — Und Sie wissen nicht und wissen nicht, daß ich Ihr Vater bin? rief der Präsident.

Aber diese Worte hatte Helene, die nun ebenfalls eintrat, schon gehört. Sie flog unter Thränen in die ausgebreiteten Arme des Vaters. Ach, ein einziger Blick hatte ihr gezeigt, wie all' seine alte Liebe ihr entgegenströmte, aber auch, wie Kummer und Schmerz ihn gefürchtet, gebeugt und sein Haar gebleicht. Sie hielten sich lange schweigend umschlossen. Dann machten sich ihre Herzen in einzelnen Worten Luft. — Mein guter, ewiggeliebter Vater! — Mein armes, schuldloses, hartgeprüftes Kind! — O nein, liebster Vater! ich war so glücklich, als ich ohne Deine Liebe sein konnte. — O Helene, sie hat Dich nie gefehlt, auch nicht, da ich Dich so sorgbar verlornte. — Er schwankte in ihren Armen. Diese Erinnerungen mit der Aufregung des Augenblicks wurden ihm zu viel. Sie führte ihn zu einem Sitz und setzte sich neben ihn, mit dem Arme ihn umschlingend.

Seethal gab dem Doctor einen Wink, den dieser verstand, und beide gingen

still hinaus. Als sie in den kleinen Garten am Hause getreten waren, sagte Seethal mit etwas erzwungenem Fassung, aber mit Offenheit: Sie sind Helenens Gemahl, und ich habe es aus ihrem eignen Munde gehört, daß sie glücklich ist. Da ich nun auch den würdigen Präsidenten in den besten Händen weiß, so könnte ich eigentlich wieder abreisen. Ich habe — wenn Helene, wie ich glauben muß, auch ihre Herkunft verschwiegen hat, so wird sie Ihnen doch die Katastrophe erzählt haben, die sie aus dem Vaterhause getrieben —

Nein, sagte Holtenau. Schon an jenem glücklichen Tage, da wir einander unsre Liebe bekannten, verlangte Helene, daß ihre Vergangenheit ihr Geheimniß bleibe, nicht um ihretwillen, sahe sie hinzu, sondern um Andrei willen, die zu schonen ihre Pflicht sei. Ich vertraute ihr durchaus, habe nie darnach gefragt, und habe nie mein Vertrauen bereut.

Himmel! rief Seethal, dann hat sie die Schuldige gekannt. Nun, fuhr er nach kurzem Befinden fort, Ihnen glaube ich erzählen zu sollen, was ich selbst hier von weiß. Vater und Tochter werden es nicht anders erwarten. — Sie liehen sich auf einer Gartenbank nieder, und er berichtete dem erstaunten Hörer Alles, was ihm von jenen Gegebenheiten bekannt war.

Sie hatten Recht, sagte Holtenau mit nassen Augen, als jener geendigt; sie muß die Schuldige gekannt haben. Mein Gott, wie glücklich bin ich im Besitz eines so edlen Wesens!

Das sind Sie, versetzte Seethal; und bekannte ich nun, daß ich vor jenen Ereignissen hoffte und hoffen durfte, Helenens Liebe zu gewinnen, daß diese Hoffnung nach den leichten Entdeckungen lebhaft wiedererwachte, da ich sie unvermählt glauben mußte, und daß ich sie nun so wiederfinde, so begreifen Sie, daß ich am liebsten sofort wieder abreiste. Und doch möchte ich so nicht scheiden, doch möchte ich Helenen sagen, wie innig ich sie verehre, wie tief ich es bereue, an ihrer Schuldlosigkeit je gezweifelt zu haben.

Bleiben Sie! sagte Holtenau. Lassen Sie uns zu ihnen zurückkehren und sagen Sie es ihr! Sie verdient es.

Seethal drückte ihm die Hand, meinte aber, es sei besser, zu erwarten, daß man nach ihnen verlange; er möge ihm indeß von Helenen erzählen. Holtenau that es und mit aller Rücksicht und Zartheit, aber er hatte des Guten, Schönen und Lieben so viel zu berichten, daß es bereits dunkelte, als Helene selbst kam, um sie hereinzuholen. Sie war tief bewegt, und man sah, daß sie geweint hatte; doch reichte sie Seethal mit unbefangener Herzlichkeit die Hand und sagte: Kommen Sie herein, theurer Freund! Ich und der Vater haben uns Alles erzählt, er hat sich erholt und erfreut sich jetzt an dem Anblick unseres Kindes.

Noch ein Blick in dies Haus, zwei Jahre später!

Gestlich geschmückt im festlich geschmückten Saale sehen wir dort eine kleine Versammlung. Wir sehen den greisen Präsidenten, der, längst in den Ruhestand getreten, jetzt hier in der Stadt wohnt; wir sehen bei ihm seine Kinder, Helene, die unbemerkt stets für ihn sorgt, Holtenau, jetzt Gymnasialdirector, Guido als frischen kräftigen

Studenten, Anna als blühende Achtzehnjährige und im schönsten Schmuck; auch Seethal ist da und geht mit heiterer Miene von Einem zum Andern; die Pastorin führt großmütterlich Helenens Altersgenossen umher und sieht gelegentlich nach dem einjährigen Zweiten; ihre Schwester, die wackere Wirthschafterin vom Edelhofe, fehlt nicht; ebenso wenig Herr von Lips, der fröhlicher lacht als je, und Frau von Lips, die mit heiterer Grohartigkeit sich sehr gewählt äußert (Gönner und Freunde haben wieder einmal ihre Schulden bezahlt und sie wollen dies in einigen Tagen mit einem kleinen Balle feiern). Wir sehen noch andere, uns unbekannte Gäste aus der Nähe und Ferne, denn es ist ein Fest im Hause. Es ist Anna's und Seethal's Hochzeitfest. Helene ist dabei ganz Nebenperson, sie sucht sich auf's bescheidenste zurückzuziehen; — wie kommt es, daß sie dennoch der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft zu sein scheint? —

Eine Geschichte in Liedern.

Von Otto v. Seigner-Grünberg.

Liebesahnung.

Ich glaubt', es wär' das Herz
in tiefer Ruh,
seit man mit Erb' gebedt
mein Süßchen zu.

Nun regt es sich in mir
und schlägt so voll:
Ob das wohl neue Lieb'
bedeuten soll?

Mir glänzt Licht und Flar
der fröhle Tag.
Ich will erwarten still,
was kommen mag.

Entschluß.

Die Liebe und das Lied,
die muß man offen sagen,
man darf die beiden nicht
in sich verborgen tragen.

Wenn sie in unsrer Brust
allein verschlossen blieben,
sie müßten sterben bald,
die Liebe und das Lieben.

Vorsatz.

Wenn sie mich anblidt, still und milb,
könnt' beten ich zu ihrem Bild,
Doch wenn sie schmält, ist sie zum Rüffen:
Ich werde oft sie ärgern müssen!

Neuer Glaube.

Ich glaubt' als kleiner Knabe
an einen guten Geist,
der uns voll Materliebe
den Weg zum Glücke weist.

Wenn ich in seligen Stunden
mir schau' dein Auge an,
werd' ich von neu zum Kinde
und glaube wieder dran.

Halbtraum.

Um mich ist tiefe, dunkle Nacht.
Ich denke an die Lieben mein,
und schau', da treten alle sie
gar leise und still zu mir herein.

Das Mütterchen, das treue, kommt
an meines Mädchens Arm gelehnt.
Sie fühlen ja, wie sich mein Herz
so schmerzlich heiß nach ihnen sehnt.

Ich halte beider Hände fest,
so froh, wie ein beschientes Kind,
bis mir vor lauter, lauter Lust
die Augen zugesunken sind.

Verlassen.

Sie ist vorbeigegangen still
und fehlt nimmermehr,
nur ihre Augen schwanken noch
wie Sterne vor mir her.

Ihr nahmet einst den Frieden mir,
fördert nicht vom neu die Ruh, —
Verglühe in Vergessenheit,
o dunkles Auge du!

Schwere Pflicht.

Du kannst auf dieser Erden
kein größer Leid erfragen,
als wenn ein Mensch aus Liebe
der Liebe muß entsagen.

Nicht weinen soll das Auge —
der Mund, er darf nicht klagen.
Du kannst auf dieser Erden
kein größer Leid erfragen.

O wer's vermöchte!

O wer's vermöchte zu vergessen,
daß einst er hat ein Herz besessen!

Und flüstert aus entchwund'ner Zeit
ein Lied von Himmelseligkeit.

Oft mitten in dem tollsten Lachen
kann dir der trübe Geist erwachen

Noch keiner hat es je vergessen,
wenn einst er hat ein Herz besessen!

Schluß.

Ich wollte, ich könnte begraben
mein leidgequältes Herz,
was hilft mir all mein Sinnen,
es bleibt der Schmerz.

Ich weinte wie ein Knabe
schon Thränen ohne Zahl,
und immer brennt im Buhen
die alte Qual.

Das Sehnen nach der Liebe,
mit zehrt's an Mark und Bein —
ich wollte, ich könnte verwandeln
mein Herz in Stein!

Der Bankapsel.

Schwank in einem Act vom Paul Lindau.

(Urfügthalt auf dem Hoftheater in Dresden am 10. Juni 1875.)

Der Verfasser behält sich und seinen Urennen über Rechtmachfolger das ausdrückliche Recht vor, die Gelehrtheit zur öffentlichen Aufklärung und zum Unterhalt zu entfalten.

Personen.

Dr. Julius Dombach, Privatdozent.

Auguste, deren Tante.

Martha, seine Frau.

Felix, Referendar.

Gaunden, deren Schwester.

Eine große Stadt.

Ort der Handlung:

Die Gegenwart.

Zeit der Handlung:

Erster Auftritt.

(Ein einfach aber behaglich eingerichtetes Zimmer. Thüren rechts und links und in der Mitte. Oben hantet links.)
Während der Vorhang sich hebt, hört man unten den Strauß'schen Walzer: „In den schönen Mauen Rom“ spielen und oben: „Ich will' auch, liebe Odelein“ singen.

Julius in Verzweiflung am Arbeitstisch.

Später Martha.

Julius.

Es ist zum Rajendordnen! — Dabei soll man arbeiten! — (Er sagt aus der Szenenarie.) „Gnade! Gnade! für dich selber und für mich!“ — Sie spielt weiter! — Und wenn der Mensch nur nicht immer so quetschen wollte! — Ein solcher Kloß ist doch noch nie da gewesen! — (Der Sänger hört auf.) Gott sei Dank! — Er schwiegt wenigstens! — (Die Stubenmeisterin hört auf.) Und sie auch! Der Himmel hat ein Einsehen. So (ist behaglich genügsam), nun wollen wir uns in das herliche Studium der alten Götterlehrte verlieren.

(Martha tritt in gesetzter Aufregung in das Zimmer.)

Julius (von der Arbeit aufblickend).

Was, schon wieder da? Hast du die freundwillige Tante Auguste verfehlt?

Martha.

Julius, es geht nicht mehr so! — Diese Menschen! — Mit jedem Tage wird es schlim-

mer! — Die Tante ist übrigens ausgegangen; ich dachte, sie hier zu finden. — Du machst Dir keinen Begriff davon, wie ungezogen die Menschen sind. Denke, am hellen lichten Tage. — Ich denn die Tante nicht hier gewesen?

Julius.

Gestatte mir die Bemerkung, daß Deine Rebe, liebes Kind, sich einer gewissen Unbedeutlichkeit befiehlt.

Martha.

Also denke Dir, was mir passirt ist. Schon auf dem Wege zur Tante fiel mir ein Herr auf — so der Typus des Pflasterstrebers, helle Handschuhe und bunte Gravattie, mitten im Winter —, der bald vor, bald hinter mir ging; aber ich achtete nicht sonderlich darauf, weil ich wußte, daß ich seiner unangenehmen Begleitung bald entkoben werden würde. — Ich ging zur Tante hinauf, — Niemand da —, das Mädchen sagte mir, die Tante hätte mir einen Besuch machen wollen. — Ich begreife nicht, daß sie noch nicht hier gewesen ist! — Und nun denke Dir meinen Schrecken: als ich das Haus verlasse, steht er wieder da.

Julius.

Der Mann mit der bunten Gravattie?

Martha.

Und den hellen Handschuhen. Er rückt es so ein, daß ich an ihm vorbeigehen muß,

und dabei vernahme ich deutlich die Worte: Gott sei Dank! Ich wäre verzweifelt! Ich thue natürlich so, als ob ich es nicht höre und beschleunige den Schritt. Er geht auch schneller. — Ich trete an ein Schaufenster, um ihm vorübergehen zu lassen. — Er bleibt stehen und seufzt. In meiner Angst laufe ich in den Laden, — es war ein Kurzwarengeschäft. Da! das habe ich Dir gekauft. (Sie nimmt ein kleines Packchen aus der Tasche und reicht es Julius; dieser entfaltet es; es enthält einen Praktikenheft.) 17½ Silbergroschen! Was jetzt alles theuer wird! Wir hatten ja noch keinen.

Julius.

Nun also? Als Du den Laden verließest?

Martha.

War er wieder da. Gottlob ging eine Treppe vorüber, ich sprang hinein und so habe ich die Tante verfehlt, mich furchtbar gesängstigt und 22½ Silbergroschen für nichts und wieder nichts ausgegeben.

Julius.

Man kann seine Zeit nicht besser verwerthen.

Martha.

Und Du armer Mann hast während der ganzen Zeit gearbeitet.

Julius.

Nicht fünf Minuten habe ich Ruhe gehabt. Unten spielte das Fräulein die „Schöne blaue Donau“, und oben sang der Quetschenton: „Ich bitt' euch, liebe Vögellein“. Es war zum Rosenblühen. Ich habe Stühle umgeworfen, den Stuck abgestoßen. Alles vergleichbar. Die blaue Donau floß unten ruhig weiter und da oben wurden die Vögelchen noch wie vor erfreut, die Boten des Quetschentons zu sein; und dabei soll man sich auf vergleichende Götterlehre präparieren!

Martha.

Es muß anders werden, Julius, es geht nicht mehr so.

Julius.

Nicht eine Viertelstunde länger, als unser Contract läuft! Sei unbeforgt.

Martha.

Ich meine, Du mußt mich mehr bewachen! Man kann nicht mehr über die Straße gehen, ohne von irgend einem Müßiggänger belästigt zu werden. Du mußt Deinem Schatz hüten, ich allein bin nicht im Stande . . .

Julius.

„Danae, die in's Gemach, daß fest von Eisen und Stein war,
Büchtig als Jungfrau kam, dennoch den Per-
seus gebar.“

Martha.

Was soll denn das heißen?

Julius.

Das soll heißen, daß, wenn ein Weib sich nicht selber schützen will, kein Mensch und kein Gott es schützen kann. Du kennst doch die Geschichte mit der Danae?

Martha.

Dunkel. Danae? Ist das nicht die mit dem Fasse?

Julius.

Um Gotteswillen! Das sind ja die Tannen! Weib eines Philologen! Weißt Du denn gar nichts von Mythologie? Du bist doch sonst so gescheit!

Martha.

Offen gestanden, in dem Fach bin ich nicht sehr bewandert.

Julius.

Das ist aber eine entschiedene Lücke in Deiner Bildung, Kind! Es genügt nicht, englische Romane und französische Komödien zu verstehen, und ins Theater zu gehen, wenn Rossi spielt, um sich dadurch den Anschein zu geben, als ob man auch italienisch verstände. Das mag für die Bedürfnisse der oberflächlichen Salongesellschaft ausreichen, aber zur Bildung, zur wahren Bildung, der herrlichen Errungenschaft, dazu, mein liebes Kind, gehört mehr! Da muß man sie kennen, jene wunderbaren Sagen der Vorzeit, welche in den großartigsten Dichtungen widerhallen.

Martha.

Unser Lehrer sagte, die Mythologie wäre etwas versänglich.

Julius.

O diese Gedanken! Es gibt nichts Reineres, nichts Reuscheres als die griechischen und römischen Göttersagen.

Martha.

Kun, so erzähl' sie mir doch!

Julius (nach der Uhr sehnd). Nun, ich habe noch etwas Zeit, und will Dir eine mythologische Stunde geben. Sch' Dich! (Martha steht auf.) Ich werde Dir keine curtoische Vorlesung über die Geschichte der Götter halten, daß würde Dich langweilen. Ich werde auf das Gerathewohl einige Gruppen herausgreifen und Dich damit bekannt machen; nach und nach können wir dann das Fehlende ergänzend nachtragen, und in einigen Tagen wirst Du im Olymp umfassende Welscheid wissen.

Martha.

Schön! Also . . .

Julius.

Alljo der oberste Gott war Zeus oder Jupiter.

Martha.

Wer war denn Danae?

Julius (wieder).

Danae? — ach so, — ja daß versteht Du noch nicht, dazu gehören noch einige Vorstudien. Also Zeus war der oberste Gott; seine Gemahlin war Juno; von der hast Du doch wohl schon gehört?

Martha.

Versteht sich. Das ist doch die mit dem Wuchs?

Julius.

Weißt Du, welcher Vogel der Juno geheiligt war?

Martha.

Vogel? Ich glaube, der Schwan.

Julius.

Gott bewahre! Du denkst wahrscheinlich an Leda.

Martha.

Richtig! Was war denn das für eine Geschichte mit der Leda?

Julius.

Dazu gehören noch einige Vorstudien! Bleibt mir wie bei der Sache! Der Pfau war der Lieblingsvogel der Juno.

Martha.

So?

Julius.

Und nun sieh, wie poetisch die Alten dies erklärten. Juno hatte einen Wächter bestellt, Namens Argus, der hundert Augen hatte; diesen ließ Jupiter tödten, und Juno schmückte mit den Augen desselben den Pfauenenschwanz.

Martha.

So! Weßhalb ließ er ihn denn tödten?

Julius.

Weil ihm Argus unangenehm war. Die eifersüchtige Juno hatte ihm das Wächteramt über Io anvertraut, die Jupiter liebte. Diese Io ist Dir doch bekannt?

Martha.

Ich glaube, ja!

Julius.

Es ist die schöne Jungfrau, für die Jupiters Herz entbrannte und die er, um sie den angewöhnlichen Blicken seiner Gemahlin zu entziehen, in eine milchweiße Kuh verwandelte.

Martha.

Ich denke, das war Europa.

Julius (außer ~~sich~~).

Europa ist in ihrem ganzen Leben nicht

verwandelt worden! Du verwischst das wieder mit Jupiter, der Europa als weißen Stier entführte.

Martha.

Sei nur nicht ungeduldig! Wer soll sich denn da zurechtfinden, bald ist es eine weiße Kuh, bald ein weißer Stier. Wie war denn das mit der Europa?

Julius (wieder ~~wieder~~).

Nun ganz einfach, — aber dazu gehören einige Vorstudien.

Martha.

Es ist merkwürdig; jedesmal, wenn ich frage, vertröstest Du mich auf später. Wer ist Danae? — Wer Leda? — Wer Io? — Wer Europa? Zu alle dem gehören Vorstudien!

Julius.

Du hast aber auch eine Kunst merkwürdige Fragen zu stellen! Ich habe wahrscheinlich schlecht angefangen. Wir wollen versuchen, die Sache einmal bei einem andern Ende anzufangen. (Noch einer ganz kurzen Pause.) Nun befaßt eine große Anzahl von Tempeln, welche dem Cultus der verschiedenen Götter geweiht waren.

Martha.

Das verstehe ich; ich kenne sogar einen Tempel.

Julius.

So? welchen denn?

Martha.

Den Janustempel.

Julius.

Pohtaufend! Was bist Du gelehrte! Wo hast Du denn die Weisheit hergeholt?

Martha.

Janus hatte zwei Gesichter. In der einen Hand hatte er das Szepter und in der andern Hand einen Hausschlüssel. Er ist der Gott des ehelichen Friedens, und wenn man den Tempel aufzimmt, ist Unfriede im Hause. Siehst Du, ich weiß Bescheid?

Julius.

Das stimmt ungefähr; ich komme vor Erstaunen über Deine Gelehrsamkeit gar nicht zu mir. Wer hat Dir denn das beigebracht?

Martha.

Ich will nicht renomieren. Ich habe neulich eine Rödele von Börne gelesen: „Der Janus-tempel“, die mir sehr gefallen hat. Da benutzt ein junges Ehepaar, wie wir, den Nachelosen zum Janustempel. Wenn sie sich zaufen, wird die Thür geöffnet, und wenn einer der beiden wieder zur Besinnung kommt und der Friede wiederhergestellt werden soll, macht man die Thür

zu; die Versöhnten fallen sich in die Arme und man spricht nicht mehr von dem Grunde der Entzweiung. (Mit veränderte Stimme.) Julius! Wie wär's, wenn wir unsern Osen auch als Januostempel behaupten?

Julius (sitzend und nach dem Osen blickend).

Die Thür ist geschlossen, mein liebes Herz, und wir werden hoffentlich niemals Grund haben, sie zu öffnen.

Martha.

Aber es könnte doch vorkommen, daß wir uns einmal zerstreuen.

Julius.

Das kann nicht vorkommen! lasß doch die Kinderei!

Martha.

Aber Julius! Ich bitte Dich darum, weshalb wollen wir denn nicht einen Januostempel machen? Es ist der reine Eigensinn von Dir!

Julius.

Es ist eine kindliche Laune von Dir, mein Herz! Ein solcher Scherz hat nur Werth, wenn er originell ist.

Martha.

Es ist das erstmal, daß ich Dich um etwas bitte, und Du verweigerst es mir. Gott! Ich weiß, was ich von Deinen Verpflichtungen zu halten habe.

Julius.

Aber Kind!

Martha (immer erregter).

Ich bin kein Kind, ich bin Deine Frau seit drei Wochen, und es wäre wohl Zeit, daß Du Dich allmählich daran gewöhnestest, mich als Dein Weib, als Deine Gattin zu respectiren und mich nicht wie ein unerfahremes Kind zu behandeln. Seit drei Wochen habe ich alles erduldet, schweigend; aber schließlich verliert auch das sanfteste Wesen, wenn man es immer unterdrückt, und jeden seiner Willen brechen will, die Geduld.

Julius.

Was soll denn das heißen? Wenn Du die Tante zu Hause getroffen hättest, würde ich Deine merkwürdige Stimmung allenfalls begreifen.

Martha.

Zawohl, die Tante! Schiebe nur alles auf sie, sage nur, daß sie mich aufhebt gegen Dich! Ach, die gute Tante hatte nur zu Recht! Ich wollte ihr nicht glauben, aber ich sehe, daß Du mich namenlos unglücklich machen wirst und schon namenlos unglücklich machst. Und womit habe ich das verdient? Bin ich nicht Deine treue Gattin?

Julius.

Aber erlaube! Wir sind seit drei Wochen verheirathet, und Du rühmst Deine Treue als etwas Wunderbares. Kind, Du bist nervös, Deine Aufregung ist so zwecklos, wie möglich.

Martha.

O Gott, o Gott! Womit habe ich das verdient? Ich weiß sehr wohl, Du willst jeden Stein der Selbstständigkeit in mir zertragen; ich soll Deine Sklavin werden, Deine Leibeigene, aber mein weiblicher Stolz bäumt sich auf, und ich verbreche die unvürdigen Geschläge. Ich werde Dir zeigen, daß ich meinen Willen habe und meinen Willen durchsetze. (Sie tritt an den Osen und öffnet die Thür. Triumphirend.) So! Nun habe ich doch meinen Januostempel!

Julius.

Liebe Martha! Bis jetzt habe ich die ganze Sache für einen Scherz gehalten, und ich hoffe auch, daß Du mir den Glauben belassen wirst. Martha! Treues Weib! Kind! Herzchen! Sei vernünftig! Wenn Dir die Geschichte mit dem Januostempel Spaß macht, — nun denn; meinetwegen! Du siehst, es nähert sich dem Osen und schließt die Thür; in den Füllterwochen sollen wir selbst Deine Launen heilig sein.

Martha (ihm die Hand reichend).

Ich war wirklich ein Kind. Aber unsern Januostempel behalten wir doch?

Julius.

Ja doch! Meinetwegen! Aber unter einer Bedingung: daß Du mir nicht bei jeder kleinen Jänkerlei die Thür öffnest. Nur bei ernsthaften ehelichen Conflicten, — merle wohl! — nur dann darfst Du die Thür öffnen; sonst läufst Du mir den ganzen Tag hin und her, und wir entweihen die poetische Bedeutung der alten Überlieferung. Also nur im Ernst! Steht die kleine Thür da offen, so wird das für mich bedeuten, daß sich etwas Fremdes, Erstältendes, Unliebes zwischen uns gedrängt hat; und wenn ich die Thür öffne, so sei versichert, daß ich ernsthaft Grund habe, über Dich zu klagen.

Martha.

Schön, darauf geh' ich ein.

Julius.

Solche Neuerungen könnten einmal einen ernsthaften Conflict herbeiführen; deswegen habe ich die Bedingung aufgestellt. Wir wollen nicht mit dem Feuer spielen. (Man hört unten den Strauss'schen Walzer: „An der schönen blauen Donau“ spielen.) Geh' das Gebüble schon wieder los! (Er wirft einen Bettlaken auf den Boden und horcht. — Man spielt weiter.) Sie spielt weiter! — und ist erst

16 Jahre alt. — (Er sieht nach einen Hellenanten hin.) Keine Spur von Wirkung. Nebrigen's (nach der Tante schenkt) ein wahres Glück. Ich muß mich beeilen, sonst wird mir die Bibliothek vor der Räte geschlossen und ich brauche notwendig...

Martha.

Du willst ausgehen?

Julius.

Ich muß auf die Bibliothek. Ich brauche notwendig...

Martha.

Aber Du gehst doch nicht zu Deinen Freunden, — ich meine die im „weichen Raum“? Verpöch mit das, Julius!

Julius (der die Melodie des Walzers beständig summmt).

Ich denke gar nicht an das „weiche Raum“. Ich muß mir in der Bibliothek... Ja, was brauche ich denn eigentlich?... Dabei soll man einen klaren Kopf haben! (Unterbricht seine Rede durch beständiges Singen, indem er mit dem Hohen Klavier und unabsichtlich das Tempo des Walzers markiert.) Wenn ich Musik höre, ist es mir nicht möglich zwei vernünftige Gedanken aneinander zu reihen. Was brauche ich denn eigentlich? Ach, richtig: Den „goldenen Esel“ von Apulejus. — Nun, Kind (indem er mit der Melodie des Walzers mischt). Lebe wohl, mein Schatz auf Wiedersehen, auf recht bald! (In den Augenstaub fliegelt es.) Vermuthlich die Tante. Heute haben sich doch alle Götter wider mich verschworen.

(Er geht hinaus. Martha hält einen Hellenanten auf. Der Walzer wird weitergespielt, bis Thür wird geöffnet, man hört herzliches Lachen.)

Zweiter Auftritt.

Julius kommt mit Auguste am Arme hereingetanzt, Hannchen lachend hinter ihnen.

Auguste

(am Arme Tambacha, der sie widerstreitend zum Tanzen bringt).

Ich verbitte mir das, Herr Doctor! Suchen Sie sich für Ihre Narrenspoffen andere Leute, und lassen Sie mich los; ich tu' um Hilfe. Martha, es ist unverantwortlich, daß Du das buldest. — Ich sterbe!

Julius

(völliglich innehalten und auflenhend. Geradig).

Sie hört auf! Ich hab's gefunden. Von jetzt an wird getanzt!! Herzlichen Dank, meine liebe Tante, für Ihre Freundschaftlichkeit. Lebt wohl, auf Wiedersehen!

(us.)

Prüffer Auftritt.

Martha, Auguste, Hannchen.

Auguste.

Nun hast Du es selbst gesehen! und Ihr lacht über diese empörende Brutalität! Aber ich habe es ja immer gesagt, es ist nicht möglich, daß Du mit dem Menschen glücklich werden kannst. Du wirst es schon merken! Was sage ich? Du wirst es merken? — (Martha genauer betrachtet.) Du hast es schon gemerkt! Du hast geweint! Gesteh es nur! Hat er Dich mißhandelt? Und was sehe ich? Das große Buch! Er hat es Dir wohl an den Kopf geworfen? Ach, Du armes Kind! Entschuldige ihn nicht, ich kenne den Menschen! Nun, mein armes Herz, wenn er Dich verläßt, Du weißt, bei Deiner Tante findest Du immer ein Asyl.

Martha.

Aber, liebste Tante, Du irrst vollkommen.

Auguste.

Ich ehre Deine Discretion und will nicht weiter forschen. Rich trifft kein Vorwurf. Du weißt, wenn Du mir gefolgt wärst, und gewartet hättest —

Martha.

Dann wäre ich eine alte Jungfer geworden!

Auguste.

Nun, Du hast in seiner Schule schon viel gelernt; das muß ich loben. Alte Jungfer! Nun ja, meinetwegen! Ich bin stolz darauf: ich bin eine alte Jungfer, das kann noch lange nicht jede von sich sagen. Wenn ich mich hätte verheirathen wollen! — Du lieber Gott, als ob das eine Kunst wäre?

Martha.

Jedenfalls ist es ein Talent, das nicht jede besitzt. Nicht wahr, Hannchen?

Hannchen

(die während der ganzen Zeit aus der Toßfe gegeben hat).

Ich habe nicht zugehört.

Martha.

Ach so! Sie ist wieder. Hannchen, was hast Du für einen bewunderungswürdigen Ragen! Nun sage mir 'mal ehrlich, was hast Du denn heute seit Deinem Frühstück genossen?

Hannchen.

Seit dem Frühstück? Hast gar nichts, ein paar Bratäpfel. Du weißt ja, dasß schwärme ich. Ach, Bratäpfel schmecken doch zu schön!

Martha.

Und was ißt Du jetzt?

Hannchen.

Wieder einen Apfel; er ist aber leider nicht gebraten.

Martha.

Hannchen! Du wirst uns noch verhungern!

Hannchen.

Ehe ich denn wirklich so viel? Es fällt allen Menschen auf, und ich schäme mich ordentlich. Hört bloß, was mir neulich passiert ist. Vor ungefähr acht Tagen kehrte ich ganz in Gedanken auf der Straße in einen Apfel. Da hörte ich — dicht an meinem Ohr — eine tiefe männliche Stimme: „Mahlzeit wünsch' ich!“ Mir blieb der Bissen in der Kehle stecken, und der schöne Apfel fiel mir aus der Hand, so erkrankt ich. Es war ein so schöner Apfel!

Martha.

Wie schade!

Hannchen.

Ohne mich umzusehen, laufe ich, was ich kann und biege in die nächste Querstraße ein. Ich mußte umkehren, denn es war eine Sackgasse. Aber irgendwann hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, und um mich zu stärken, kehrte ich, als ich wieder an der Ecke angekommen bin, recht herzhaft in einen zweiten Apfel. Da steht ein Mensch, ein unverzähmter, aber sonst ganz netter Mensch und wünscht mir, als ich an ihm vorübergehe, mit verschliefen tiefem Stimme: Ich schon gehöre hatte: „Segneter Appétit!“ Diesmal hielt ich aber meinen Apfel fest. Ich ging und ich ruhig weiter. Nach fünf Minuten sah ich mich vorsichtig um. Er war noch da! „Ach, bitte,“ sagte der Herr, „bitte, lassen Sie mich abbrechen, — ich bin auch Vegetarier!“ Er hielt mich für eine Vegetarianerin, denke Dir! Wie ich entwischte bin, weiß ich nicht mehr; aber ich habe mich durchaus geschämt. Die Herren werden jetzt auch so zudringlich! — Jes ist abscheulich.

Martha.

Ach leider!

Auguste.

Ja wohl, leider!

Martha.

Was? Weißt Du auch ein Liedchen davon zu singen?

Auguste.

Weshalb beholst Du denn das „Du“ so malitiös? Bin ich vielleicht nicht mehr im Stande, Zudringlichkeiten zu er dulden?

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich bin die Person, die sie nicht nur zu er dulden, sondern auch sie zurückzuweisen vermag, und daß kann nicht jede von sich sagen.

Noch vor ein paar Tagen habe ich einem der von Dir so vergötterten Männer die Lust bekommen, mich wieder zu belästigen.

Martha.

So?

Auguste.

Als ich neulich Abends spät nach Hause ging, folgte mir ein Herr auf Schritt und Tritt. Ich kannte, als ob ich es nicht bemerkte und ging ruhig meines Weges. Als wir aber unter einer Gastraterne angekommen waren, schlug ich meinen Schleier zurück, sah ihn mit einem niederbordenden Blide an, — und Du hättest das Entsehen sehen sollen, daß mein Blick hervorbrachte! „Ach, du meine Seele!“ sagte der Betroffene und fehlte um.

Martha.

Unter einer Gastraterne?

Auguste.

So gewaltig war die Wirkung meines Blides!

Martha.

Unter der Gastraterne!

(Sie singt.)

Martha (freudig).

Ach, Julius kommt schon wieder! Tante, Du weißt, er ist etwas eigen; er hat nicht gern Damenbesuchte in seinem Arbeitszimmer.

Auguste.

Ruun ja! Ich weiß, daß ich in diesem Hause nur gebuldet werde. Du hättest es mir vielleicht etwas zarter andeuten können; ich würde es doch verstanden haben.

Martha.

Aber, ich bitte Dich!

Auguste.

Ich weiß ja, daß ich nicht hierher gehöre; ich weiß, daß ich nicht gern gesehen bin, aber daß braucht Du mich doch nicht bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen.

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich weiß, daß er mich nicht ausstehen kann, Dein liebenwürdiger Gatte. Komm nur! Ich will ihm den verhüllten Anblick entziehen. (Während sie singt.) Ich werde Euch nicht mehr oft zur Last fallen. Wenn Ihr meinen Tod zu beweinen habt, werdet Ihr vielleicht einschauen....

(Während der letzten Worte ist sie in das Nebenzimmer gegangen.)

Martha (aufgeregten und lächeln).

Heute ist sie wieder gut im Gange! Komm, Hannchen! (Sie geht ab.)

Hannchen.

Gleich! — Nun will ich mir schnell einen Apfel in die Nähre legen.

(Sie geht an den Ofen, nimmt aus der Tasse einen Apfel und legt ihn in die Ohnähre. Zu den Augenblicken treten Klüg und Tambach ein, Hannchen läuft, sobald sie das Eintreten der Herren bemerkt hat.

Schnell haben.)

Wieder Austritt.

Klüg, Tambach.

Klüg (noch in der Thür).

Ihr habt aber ein hübsches . . . (Gelächter) Hannchen, welche Bewußtheit, folgt ihr und bleibt an der Thür, die sie zunächst stehen.) Du, wer ist denn daß?

Julius.

Meine kleine Schwägerin.

Klüg.

Scheint sehr niedlich zu sein. Nebrigens habt Ihr ein sehr hübsches Dienstmädchen, das uns die Thürzgeöffnet hat.

Julius.

Die alte Dorothie? Sie hat die ersten Stunden meiner Kindheit gehütet.

Klüg.

So? Na, der Corridor ist etwas finstler; sie macht aber einen ganz netten Eindruck.

Julius.

Wie es scheint, besitzt Du noch immer Dein empfängliches Herz.

Klüg.

Ich bin wie ausgetauticht, lieber Freund; ich liebe nämlich leidenschaftlich.

Julius.

Wen denn?

Klüg.

Das weiß ich nicht, aber ich liebe. Nun wirst Du fragen: Wiejo.

Julius.

Das fällt mir nicht ein.

Klüg.

Doch, Du wirst mich fragen: Wiejo? Und darauf werde ich antworten: das weiß ich nicht. Nun wirst Du Dich wundern.

Julius.

Fällt mir gar nicht ein.

Klüg.

Doch, Du wirst Dich wundern. Und Du hast Recht, wenn Du Dich wunderst; denn die Sache ist auch ganz wunderbar! Sie sehen und lieben war nämlich eins. (Mit affectiertem Pathos.) Es war an einem Winterabende. Die lasten Lüfte, . . . ach nein! — Ein kalter eisiger Wind

segte die Schneelawinen durch die menschenleeren Gassen. Da erschien sie mir, wie ein Bild aus höheren Regionen und als einen Apfel. Und wie als sie den? Ihre kleinen weißen Zähne hörten auf den Gegner ein, wie ein stürmendes Gardecorps. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr lassen. Ich wollte ihr zu führen fallen; aber die Strafe war sehr schmerzig, und außerdem kannte sie mich nicht. Wie bezaubert stand ich da, und als ich wieder zu mir kam, war sie entschwunden, wie ein zu schöner Traum. Nun wirst Du sagen . . .

Julius.

Ich werde gar nichts sagen, namentlich nicht, wenn Du in Einem fort sprichst.

Klüg.

Doch, Du wirst sagen: das ist doch kein genügender Grund, um sofort zu lieben. Aber denke, mein Freund, an die Bedeutung des Apfels in der Weltgeschichte, an den Apfel des Paris, an den Apfel der Eris, an den Bankapfel!

Julius.

Du weißt doch, daß das immer dieselbe Apfel ist?

Klüg.

Nein, daß wußte ich nicht. Apropos Bankapfel! Wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau schon gegangen? Nimm es mir nicht übel; aber ich halte sie für eine Lanthippe; ich darf es ja sagen, da ich noch nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen. Jetzt denn möglichlich, daß man so wie Du von einem Tage zum andern mit allen seinen Freunden bricht und sich in seinem Haushalt einkapselt, wie eine Tröhre? Du stehst unterm Pantoffel, alter Freund! Darüber sind wir alle einzig am Stammtisch im „weisen Lamm“, wo Dein Platz seit Wochen verdeckt ist. Als Bräutigam kamst Du doch wenigstens ab und zu, aber seitdem Du verheirathet bist — ich verheirathete mich nie!

Julius.

Ich denke, Du liebst?

Klüg.

Nichtig! Das hatte ich vergessen! Ja, daß ist aber auch eine ganz andere Sache! Meine Eveline wird begreifen, daß die Freiheit des Mannes nicht beschränkt werden darf durch . . .

Julius.

Wer wird das begreifen?

Klüg.

Meine Eveline.

Julius.

Wer ist denn daß?

Klüß.

Nun das junge Mädchen.

Julius.

Eveline heißt sie?

Klüß.

Ich habe keinen Grund das Gegentheil anzunehmen.

Julius.

Du bist nicht gescheit.

Klüß.

Dein Vertrauen ehrt mich. Nun aber ernstlich gesprochen: wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau in den drei ersten Wochen Deiner Ehe schon geganzt? Als ich Dich zufällig traf, — nicht zufällig, denn ich suchte sie, wie ich sie seit Tagen überall suchte, — da hattest Du so einen gewissen Zug — —, so etwas schwärmerisch Neugieriges, in das Unvermeidliche Hinganges. Wie oft hast Du Dich mit ihr schon geganzt?

Julius.

Ich wiederhole Dir, daß Du nicht recht gescheit bist.

Klüß.

Immer wohlwollend und klar! Aber halte meine Frage nicht für eine einfache Indiscretion. Die Sache interessiert mich, ich sehe ja am Vorabende meiner Verlobung, kann man wisslich glücklich in der Ehe sein?

Julius.

Sprichst Du ernsthaft?

Klüß.

Gernhaft!

Julius.

Dann lasst Dir sagen, daß es nur ein wahres Glück auf Erden gibt, und das ist eine gute Frau, wie die meine. Wie das Bewußtsein, ein Wesen um sich und mit sich zu haben, das ganz mit uns fühlt, das an dem, was wir wollen und vermögen, den wärmsten, innigsten Anttheil nimmt von dem ersten Aufsteigen des Gedankens, von der ersten Regung des Empfindens an bis zur Verkörperung des Gedankens, bis zur That, — wie das Bewußtsein, daß dieses hingebende und empfindsame Wesen nur durch uns existiert, uns stolz, glücklich und gut macht, — das, lieber Freund, läßt sich nicht mehr sagen, weil es die abgeschmacktesten Dichter zu oft gesagt haben. Aber wahr ist es doch.

Klüß.

Um so besser! Also Eure Ehe ist wirklich, was man glücklich zu nennen pflegt?

Julius.

Ein wolkenloser Himmel, an dem nur die Sonne glänzt.

Klüß.

Die Sache ist klar; ich verheiatahe mich!

Fünftler Austritt.

Die Vorigen, Auguste.

Auguste

(nach in der Thür zurück in das obere Zimmer sprechen).

Ich weiß wohl, daß man sich nicht zwischen Baum und Borde drängen soll, aber ich muß die Wahrheit erfahren. (Dann sie sich nach reen wendet, sehr erregt.) Herr Doctor! Auch das kann

(Sie hält inne, als sie Klüß erblickt.)

Julius (vorstellen).

Mein alter Freund, Herr Referendarius Klüß!

(Klüß verbeugt sich.)

(Auguste steht ihm statt an. Bleibt mit offenem Munde staublos stehen, darauf Klüß sie einen Schrei aus und läuft ins Nebenzimmer.)

(Klüß und Julius sehen sich eine Weile stumm an.)

Klüß.

Eine recht angenehme Dame.

Julius.

Was hat denn das zu bedeuten?

Klüß (sich betrachtend).

Keine Ahnung! Wo ist denn ein Spiegel? Gabe ich denn irgendwo im Gesichte Tintenfleck? Ich muß etwas im Gesichte haben.

Julius.

Kennst Du denn auch Auguste nicht?

Klüß.

Meinerseits nicht.

Sechster Austritt.

Die Vorigen, Martha.

Julius (seine Frau erstaunt).

Oh! meine Frau! Wir werden jetzt die Sache aufklären. Herr Referendarius Klüß, mein alter Freund! — Meine Frau!

Martha

(bleibt einen Augenblick stehen, darauf Klüß sie einen Schrei aus, Klüß läuft sich ihr, betrachtet sie genauer, läuft ebenfalls auf).

Klüß.

Ach! Du meine Güte! Würst ins Nebenzimmer lauts.)

Julius.

Ist denn die ganze Gesellschaft toll geworden? Was hat denn das Geschrei zu bedeuten?

Martha

(auf die Thür zugewandt, durch die Klüß verschwunden ist).

Entferne den Menschen auf der Stelle aus unserem Schlafzimmer.

Julius.

Was ist denn vorgefallen?

Martha.

Hinaus mit ihm! Hast Du ihn denn nicht
erfunden? Helle Hemdschürze, bunte Gravatte.

Julius (lächelnd).

Ach so!... Er hat Dich ja nicht gekannt!

Martha.

Was? Das ist Alles, was Du zu seiner
Entschuldigung und zur Vertheiligung meiner
Ehre sagen kannst? Julius! Julius! (Sie er-
sichtet die offene Ohnmacht; mit verbliebener Stimme,
schwierig.) Julius! Wenn Du es denn beschlossen
hast, gut! Tante Auguste hat es mir immer
gezeigt! Du liebst mich nicht, Du hast mich nie
geliebt. Aber wenn mir Deine Liebe ver sagt ist,
Deine Achtung werde ich erzwingen durch un-
beschämten Stolz.

Julius.

Ich verstehe Dich nicht.

Martha.

Deine Kälte, Deine empörende Gleichgültig-
keit hätten es mir schon sagen sollen; es hätte
des äußerlichen Zeichens gar nicht bedurft.

Julius (der nur die offene Ohnmacht erblickt).

Heute versteh' ich! — Ich habe Dir erklärt,
zu einer Spielerlei bin ich zu verunstigt. Ich
habe Deinem kindlichen Verlangen nachgegeben,
aber nur unter der Bedingung, daß die Sache
etwas ernsthaft behandelt werden würde.

Martha.

Es bedarf keiner Motivierung. Du brauchst
mit gar nicht zu sagen, daß es Dir Ernst ist;
ich lasse es ernst genug.

Julius.

Wenn Du Komödie spielfst, so erfüllt mich
Deine Geschäftlichkeit, Gefühle zu heucheln, ge-
radezu mit Schreien.

Martha.

So ist es recht! Hüge der empörenden Be-
handlung noch empörende Worte hinzufüg! Du
treibst mit der Liebe Deiner Frau ein frevelndes
Spiel!

Julius (ernsthaft).

Liebes Kind!

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius (seinen Hut nehmen).

Ich will Dir Zeit lassen, Dir die Sache
zu überlegen.

Martha.

So ist es recht! Geh' nur an Deinen Stammtisch.
Die Herren im „weißen Raum“ warten
ja längst auf Dich. Aber bitte, nimm Deinenliebendwürdigen Kleidungsstück, den Herrn da...,
den Herrn Alth auch mit! Du wirst ihn doch
nicht mit mir allein lassen wollen?

Julius.

Bis jetzt habe ich meine Ruhe bewahrt.
Aber Kind!.... (Er nimmt den Pfeffersiecher.)

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius.

Du treibst den Spaß zu weit!

Martha.

Spaß! Das nennt er Spaß!

Julius.

Reim! Heute ist es mir Ernst, und ich denke
nicht daran, mit Deinen unbegreiflichen und
unverständigen Launen noch weitere Nachsicht
zu üben.

Martha (auf den Pfeffersiecher deutend).

Willst Du mich durchbohren? Bohre! Ich
bin auf Alles vorbereitet! Tante Auguste . . .

Julius.

Ach, las mich mit der alten Schachtel
zufrieden!

Martha.

Er läßt mein Fleisch und Blut! Ich
werde schon ein Unterkommen finden.

Julius.

Meinetwegen!

Martha.

Du verjagst mich also?

Julius.

Im Gegenteil! ich gehe Dir aus dem
Wege. Dein kindlicher Troy . . .

Martha.

Deine grenzenlose Deutlichkeit! . . .

Julius.

Es ist zu arg!

Martha.

Es ist abscheulich!

Julius.

Lassen wir es gut sein!

Martha.

Ich bin mit Dir fertig!

Julius (seinen Hut noch einmal nehmen).

Aho Abieu!

Martha.

Abieu!

Julius (geht schnell bis an die Thüre).

Abieu!

Martha.

Abieu!

Julius (küßt die Witte ab.)

Martha.

Er geht wirklich! Er geht! Er geht! O

Gott, O Gott! (Sie weint laut auf.) (In demselben Augenblide tritt Klüg auf.) Entschuldigen Sie, mein Herr! (Sie geht schnell in's Nebenzimmer.)

Klüg.

Bitte, bitte!

Siebenter Auftritt.

Klüg, gleich darauf Hannchen.

Klüg.

Der wohlenlohe Himmel! (Er geht ein paar Schritte nach vorne.) Könnt' ich doch den Ausgang finden, oß, wie fühlt' ich mich beglückt! (Winkt keinen Hut und geht nach hinten, in denselben Augenblick tritt Hannchen ein.)

Hannchen.

Wenn ich ihn nicht umdehe, brennt er mir an. (Sie tritt an den Ofen, dreht den Ofen und läßt die Thür.)

Klüg.

Wer ist denn da schon wieder? (Er näheret sich Hannchen, die erschrickt und läuft laut auf.) Entschuldigen Sie, mein Fräulein. (Hannchen sieht Klüg noch genauer an, läuft noch einmal und will flüchten. Klüg läuft ihr nach und stellt sich vor die Thür.) Rur über meine Leiche!

Hannchen.

Lassen Sie mich gefälligst da hinein!

Klüg.

Rein, mein Fräulein! Erst muß ich wissen, wer Sie sind. Erst muß ich Sie um Entschuldigung bitten für die Beharrlichkeit, mit der ich Ihnen neulich gefolgt bin. Erst muß ich mir Ihr Verzeihen erwerben!

Hannchen.

Bitte, lassen Sie mich!

Klüg.

Seit acht Tagen suche ich Sie, und jetzt, da ich Sie gefunden, sollten Sie mir wieder entgehen? Nun werden Sie sagen . . .

Hannchen.

Ich sage Ihnen weiter Nichts als: Lassen Sie mich gehen!

Klüg.

Das sagen Sie mir nicht. Sie sagen mir: Aber, mein Herr, ich kenne Sie ja gar nicht! Sie haben Recht. Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Referendar Klüg, Sohn achtsamer und reiner Eltern, Subsistenzmittel zweifelhaft, aber Hoffnung auf die so ehrenvolle Stellung eines unbefolbten Amtsforst; Charakter gesellig; Referenzen: Mein Freund Julius Damboch und der Oberförster im „weißen Lamm“.

Hannchen.

Das ist Alles sehr interessant, aber ich möchte Sie vielleicht eruchen

Klüg.

Richt früher, als bis Sie mir verziehen haben. Sind Sie mir nicht mehr böse?

Hannchen.

Ach, lassen Sie mich doch!

Klüg.

Es kostet Sie ja so wenig Anstrengung, mich zu beruhigen. Sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben! Bitte, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!

Hannchen.

Nun, wenn Sie darauf bestehen — dann meinetwegen!

Klüg.

Sie machen mich überglücklich! — Und wie sind Ihnen denn die Ueberle neulich bekom- men, mein Fräulein?

Hannchen.

Wenn Sie mich jetzt nicht gehen lassen, werde ich böse und rufe um Hilfe.

Klüg.

Weshalb wollen Sie mir denn nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft bereiten? Wir kennen uns ja noch so wenig, und wir müssen uns doch kennen lernen. — Heissen Sie Eveline?

Hannchen.

Wie kommen Sie denn dazu, mich aufzuziehen zu wollen? Ich sehe Sie jetzt zum zweiten Male in meinem Leben, und Sie gestatten sich mir gegenüber Vertraulichkeiten Sie denken wohl, ich bin ein kleines Mädchen, mit dem man spielen kann?

Klüg.

Ich schulde Ihnen eine Ausklärung. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Hannchen.

Ich empfehle mich Ihnen.

Klüg.

Ich bleib' Sie doch noch eine Minute — eine einzige Minute! Würde es Sie interessiren, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe?

Hannchen.

Nicht im mindesten.

Klüg.

Das thut mir sehr leid; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von dieser Einführung einige Wirkung versprochen hatte.

Hannchen.

Weshalb lügen Sie mir denn etwas vor?

Klüg.

Wenn Sie gleich so fragen! Im Übrigen

habe ich nicht gelogen, wenn ich auch nicht die volle Wahrheit gesagt habe. Ich fühle das Ver-
dienstlich mich mit Ihnen zu unterhalten, Ihnen
irgend etwas Angenehmes zu sagen, das Sie
veranlassen könnte, zu gehörten. Ich weiß nicht,
wie ich es anfangen soll, und da drängt sich
mir unwillkürlich das Wort auf die Lippen, ...

Hannchen.

Dass Sie mich lieben? Dass haben Sie
wohl so an sich?

Klüß.

Was soll man denn anders zu einem jungen
Mädchen sagen, dass einem wirklich gefällt,
ohne dass man weiß, weshalb? Und, mein Fräulein,
Sie mögen es mir übel nehmen oder nicht,
es ist doch tatsächlich wahr, dass Sie mir sehr gut
gefallen, — außerordentlich, mehrwürdig, und
je mehr ich Sie ansche, desto mehr gefallen Sie
mir! Sie haben so etwas Fröhliches, Natürliches,
Gesundes! Dieser Appetit, diese weißen Zähne!
Eine junge Dame in Ihrem Alter, die auf der
Straße Kopsel ist, so etwas findet man gar
nicht mehr! Das ist unverdorben, das ist ur-
wüchsig! Da sagt man sich: Hier ist eine große
starke unverdorbene Natur, die nur geweckt zu
werden braucht, etwas Beglückendes, Beseligendes!
Nehmen Sie nie Langstunde, mein Fräulein!

Hannchen.

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Klüß.

Was ich will? Das ist ja eben das Ver-
hängnis. Ich weiß es nicht. Denn ich fühle,
wie unausprechlich lächerlich ich sein würde,
wenn ich Ihnen im Ernst sagten wollte, dass
... — es wäre vielleicht zu lächerlich! —
aber ich möchte vor allen Dingen, dass Sie nicht
fortgingen. Bleiben Sie noch ein paar Minuten!
Soll ich Ihnen meine Jugendgeschichte er-
zählen?

Hannchen.

Ich bin nicht neugierig.

Klüß.

Dann erzählen Sie mir die Ihrige, bitte!

Hannchen.

Nicht gehe ich aber wirklich!

Klüß.

Mein Fräulein! Noch ein Wort! Haben
Sie jemals über die Bestimmung des Weibes
nachgedacht?

Hannchen.

Abieu, Herr Klüß! Der Scherz hat lange
genug gedauert.

Klüß.

Mein Fräulein! Lieben Sie den Frühling?
(Hannchen nähert sich währenddessen allmählich der Thür.)
Haben Sie jemals eine römische Geschichte ge-
lesen? Haben Sie? . . . (Hannchen läuft los nach
die Thür.) Sie lacht mich aus! — So dummkopf bin
ich mir in meinem ganzen Leben noch nicht vor-
gekommen. Nun möchte ich bloß wissen, weshalb
Sie mir so gefällt! Sie hat nichts, was auffallend wäre. Sie ist nicht gerade blendend
schön, aber recht niedlich; d. h. sie ist doch
außerordentlich niedlich. Sie hat so etwas
Freundliches, Nettes! Hoffentlich hat die Wohnung
nur einen Ausgang. Ich warte.

(Er zieht den Stuhl an die Thür und setzt sich.)

Achter Auftritt.

Klüß. Julius.

Julius (entsetzt).

Julius. In der Straßenecke bin ich wieder umge-
kehrt. (Klüß erschrocken.) Den hatte ich ganz ver-
gessen. Er wird mich schön auslachen. Ich
räumte ihm das Glück mit meiner Frau. Er
hat sie unter recht freundlichen Bedingungen
kennen gelernt. (An Klüß herantretend.) Ruh!
Was sagst Du dazu? Hast Du sie gesehen?

Klüß.

Gott sei Dank!

Julius.

Und wie findest Du sie?

Klüß.

Entzückend! Ich weiß selbst nicht, weshalb,
und zerbreche mir den Kopf, um das Problem
zu lösen. Aber sie ist entzückend.

Julius.

Und Du billigst ihnen Trost?

Klüß.

Das ist ja eben das Weibliche.

Julius.

Um einer solchen Kinderei willen!

Klüß.

Mein Lieber! sprich nicht in diesem Tone!
Ich betrachte mich als ihren Mitter.

Julius.

Du Dich? Lieber Freund Klüß! Ich bin
heute nicht aufgelegt, Deine Wessen mit anzuhören.

Klüß.

Und ich bin nicht aufgelegt, zu dulden, dass
man in geringhöchster Weise über eine Person
spreicht, die bei ihrem ersten Erscheinen einen
tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, die ich
verehre, die ich liebe!

Julius.

Du warst sonst gleichmässiger. Läß das sein, Klüg, ich bitte Dich! (Nach einer Pause.) War sie niedergeschlagen?

Klüg.

Gott bewahre! Fröhlich wie ein Sperling.

Julius.

Sie hat nicht geweint?

Klüg.

Wie sollte sie dazu kommen? Sie war in der allerheitersten Laune und hat gelacht über die einfachsten Scherze, die ich mir erlaubt habe.

Julius.

Du hast Dir Scherze erlaubt?

Klüg.

Das geht Dich doch nichts an!

Julius.

Das geht mich so viel an, daß ich auf der Stelle eine ernsthafte Ausklärung verlange.

Klüg.

Werbe nicht somit!

Julius.

Klüg, die Sache muß ein Ende nehmen. Ich frage Dich jetzt zum letzten Male: Hast Du mir die Wahrheit gesagt? Hat sie wirklich über Deine Scherze gelacht? Klüg, sage die Wahrheit! Hast Du ihr den Hof gemacht?

Klüg.

So energisch es bei einer ersten Begegnung möglich ist; aber leider ist nicht viel daraus geworden.

Julius.

Du siehst, ich bin zuhig; ich will mich mähigen; aber ich muß die Wahrheit erfahren, die volle Wahrheit, so schmerzlich sie ist. Wann hat sie Dich verlassen?

Klüg.

Unmittelbar ehe Du eintratst.

Julius (nur ja).

Sie kennt meinen Schritt. (Seut.) Und wirtlich keine Thräne? Hat sie gar nicht von mir gesprochen?

Klüg.

Dazu haben wir keine Zeit gehabt.

Julius.

Und sie hat Deine Hadaisen zuhig mit angehört?

Klüg.

Hadaisen? Erlaube einmal, Du bist nicht höflich! — Ich war sehr nett. Ich konnte ihre freilich nur sagen, was man in der Besangenheit des ersten Zusammentreffens zu sagen pflegt. Sie wollte zunächst fliehen; aber ich beschwore sie, doch eine Minute zu bleiben. Ich versicherte

sie meiner unbeschränkten Berehrung. Und wie ich vorausgehehe hatte, daß schlug ein, sie blieb. Als ich ihr nun gegenüber stand, überlegte ich mir, daß ich ihr doch eigentlich etwas sagen müsse; da fiel mir wieder einmal nichts ein, denn ich hatte nur den unbefestigten Drang, mit dieser himmlischen kleinen Person zusammenzubleiben, ihr in die lieben Augen zu schauen, und wo möglich ihre kleinen Händchen zu drücken.

Julius.

Bon whom sprichst Du denn eigentlich?

Klüg.

Rum! Von der holden Unbekannten, der ich nachgelaufen bin, die ich wieder getroffen habe, und die mir verziehen hat.

Julius.

Was? Sie hat Dir verziehen?

Klüg.

Anfangs sträubte sie sich; ich redete aber so herzgeminnend, so liebend würdig, daß sie schließlich unter Lächeln, — und Du hättest es sehen sollen, dieses Lächeln, — mir ihr Verzeihen schenkte.

Julius.

Diese Sprache dulde ich selbst im Spaße nicht! Ich gebiete Dir Schweigen! Ich kann es auf keinen Fall zugeben, daß von meiner Frau in dieser unziemlichen Weise gesprochen wird.

Klüg.

Schade um ihn! Welch edler Weist ist hier zerstört! — Was willst Du denn eigentlich mit Deiner Frau? Was hat denn die bei der Sache zu thun?

Julius.

Sagtest Du nicht, daß Du die Unbekannte wieder gefunden hättest?

Klüg.

Nun ja, hier, in Deiner Wohnung!

Julius.

Das ist meine Frau.

Klüg.

Wieviel Frauen hast Du denn?

Julius.

Sie hat es mir ja selbst gesagt, daß Du ihr heute Vormittag gefolgt bist!

Klüg.

Ach, heute Vormittag! Ja, lieber Freund, das ist ja die holde Unbekannte nicht. Es ist richtig, ich bin heute Vormittag einer Dame gefolgt, wie ich seit acht Tagen jeder Dame folge, in der Hoffnung sie wiederzusehen.

Julius.

Ach so!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Hannchen, Auguste, Martha.
Klüß.

Ta ist sie ja!

Martha (nach den Oren lächeln).

Er hat die Thür geschlossen, er hat kein
Unrecht eingesehen! (Sie geht auf ihn zu und gibt
ihm die Hand.) Sprechen wir nicht mehr darüber,
mein liebster Julius!

Julius (nach der Thür blickend).

Ach, Sie hat die Thür geschlossen, Sie hat
ihr Unrecht eingesehen! (Laut.) Die Sache ist
abgemacht.

Auguste (auf Klüß zugehend).

Darf ich Sie fragen, mein Herr, mit wel-
dem Rechte Sie mir neulich gefolgt sind?

Klüß.

Ich entsinne mich in der That nicht . . .

Auguste (ihm wütend anklagend).

Rennen Sie diesen Blöd?

Klüß (heftig).

Zatwohl, meine Gnädige, ich habe bereits
das Vergnügen gehabt.

Martha.

Wollen Sie mir gefälligst sagen, weshalb
Sie mich heute Vormittag wider meinen Willen
begleitet haben?

Klüß (verlegen).

Wider Ihren Willen? — Das kam eben
daher, daß Sie damit nicht einverstanden waren.

Hannchen (zu Klüß).

Sie sind aber nett! Dürfte ich meinerseits
fragen . . .

Klüß.

Weshalb ich Ihnen nachgelaufen bin? Um
Sie zu erreichen! Sie dürfen fragen.

Hannchen.

Um mich zu erreichen, folgen Sie meiner
Schwester und sogar meiner Tante?

Auguste.

So gar!

Klüß.

Mein Fräulein! Das war die Stimme der
Natur; ich erkannte in den Ihrigen sofort einen
gewissen Familienzug. Und kurz und gut! Sie
sehen ja, mein Instinkt hat mich richtig geleitet.

Hannchen.

Mit Ihnen will ich Nichts zu thun haben.
Sie sind viel zu leichtsinnig. Sie interessieren
sich für alle weiblichen Wesen.

Klüß.

Dieses Bedenken hat noch keine Heirath
verhindert. Aber ich schwörte Ihnen, . . .

Julius.

Warle nur noch ein bischen!

Hannchen (an die Fenster gehen).

Jetzt wird er wohl gar sein!

Julius.

Was macht Du denn da?

Hannchen.

Ich habe mir einen Apfel gebraten.

(Julius und Martha sehen sich bedeutungsvoll an
und brechen in herzhaftes Lachen aus.)

Martha.

Ach der Samtkapfel! Jetzt begreife ich.

Klüß.

(Hannchen beißt in den Apfel.)

Dieser Apfel! Es ist bewunderungswürdig!
Wahrhaftig, mein Fräulein, ich liebe Sie! —
Bitte, lassen Sie mich einmal abheben!

Hannchen.

Da!

(Der Vorhang fällt.)

Gedichte.

Dithyrambe.

Läß uns toll durch's Leben jagen,
Nicht entbehren, nicht ent sagen,

Nicht nur nippeln
Mit den Lippen

An der Freude largen Becher, —
Rein, läß uns wie durstige Jäger
Schlürchen rasch in ganzen Sügen
Aus der Wonne vollen Krügen!

Nur dem Heute, nie dem Morgen
Gelte unser ganzes Sorgen,
Und der Wunden,
Die verronnen,
Hold Gedächtniß soll uns lehren,
Läß für unser Lustbegreben
Immer neue Blumen sprühen,
Immer neue Quellen fließen.

Läß uns niemals bang erwägen,
Doch im Maß allein der Segen,
Wie durch Denken
Und beschränken,
Sondern in bacchant'schem Freuden
Unfe junge Kraft vergeden,
Rüssten, bis die Lippen bluten,
Und vergehn in Liebesgluten!

So, in Meterentwurf,
Wollen unter Flammengleis
Wir durch's Leben
Leuchtend weben!
Und der Tod mit seinen Schrecken
Soll uns keine Furcht erwecken:
Lustvereint im leichten Lasse
Winken wir ihm selbst zum Grusse.
Omar Welles.

Camoens.

Camoens, der Mußen Liebling,
Lag erkrankt im Hospitale.
In derselben armen Kammer
Lag ein Schüler aus Coimbra,
Ihm die Schmerzenstage fürend,
Unerhörlich, mit Geplauder.

„Edler Herr und hochherauschließender Dichter,*“ fragt er einst den Alten,
„Was sie melden, ist es Wahrheit?
Doch gefrästert eines Tages
Um Geflad von Coromandel
Sei das unbankbare Fahrgzeug,
Das leicht war, Euch zu tragen?
Doch Ihr, kämpfend in der Brandung,
Mit der Niedten führt gerudert,
Doch in ausgestredter Linken,
Unverfehrt vom Wellenwurze,
Hielst — noch war's unvollendet —
Eures ew'gen Liebes Handschrift?
Schwer wird solches mir zu glauben.

Herr, auch mir, wenn ich verliebt bin,
Sind Apollo's Schwestern günstig;
Aber ging' es mir ans Leben,
Wahrlich meine schönsten Verse
Ließ' ich plattern mit dem Winde,
Meine beiden Arme braucht' ich! —
Nun, Ihr lächelt und ich merke,
Was das Volk erzählt, ist Fabel.*

Freudlich spricht der greise Dichter:
„Solches that ich, Freundlin Wahrheit,
Ringend auf dem Meer des Lebens,
Mit dem einen dieser Arme
Kämpft' ich um des Tages Notdurft,
Wider Bosheit, Reid, Verleumdung —
Ohne Rast und ohne Ruhe.
Mit dem andern dieser Arme
Hielt ich über Tod und Abgrund
In des Sonnengottes Strahlen
Mein Gedicht, die Lusiaden,
Bis sie wurden, was sie bleiben.“

E. F. M. Meyer.

(Ein Rishi.)¹⁾

Ein Rishi¹⁾ saß in Patra
Auf einem Dirghasatra,²⁾
Und seine Schüler um ihn her,
Zwar häger, doch gedankenschwer,
Empfingen seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Er sprach: „Dem Weltenteile
Entquollen nach der Reihe
Die großen Götter allzumal,
Die Elemente fünf an Zahl,
Der Himmel und die Erde,
Der Thiere bunte Heerde.

Zu füllen a u ß den Rahmen
Der Schöpfung trieb es Brahmen;
Sein Haupt gab er die Priesterschaft,
Sein Arme paar die Königskraft,
Und seinen Untergliedern
Entstammten alle Riebern.

Und soll ich schlichten Leuten
Den Sinn der Fabel deuten?
Die Geier kammeln sich zum Frab,
Wo schmachhaft liegt und loct das Maß;
Hochheilig sind Propheten, —
Im Amte lernt man beten.

Das Opfer kam, die Thren
Des Clerus zu vermehren;
Der Gott, zufrieden mit dem Rauch,
Das fromme Werk nach ew'gem Brauch
Vollkommen auszuführen,
Gab Fleisch ihm und Gebüthen.

Dann sollen alle Stände
Anstrengen Kopf und Hände,
Dem Erstgeborenen empflich
Dienstfertig zu erwiesen sich,
Dann wird durch unsern Segen
Der Himmel sie begen.“

So unterweiss im Patra
Auf einem Dirghasatra
Der Rishi Dairghatamasa,
Und alle Schüler sahen da
Kussischend seine Lehre
Wie Perlen aus dem Meere.

Ch. Justerdt.

1) Itihasa, eine Sage; Rishi, ein Seher; Dirghasatra, eine lange Sitzung, ist ein mehrwöchentliches Opferfest.

I. W. G.

J. W. G.

Daß war in Ramath Lebi
Nach schimpflicher Sklaverei,
Da sprang der Manoite
Die Fesseln der Tyrannei;

Die Fesseln, lästlich geschmiedet
Von fremder Neppigkeit,
Die er und sein Volk getragen
Langwierige schwere Zeit.

Doch kamen Philister und Gedon
Noch heutigen Tages zu Licht —
Sie durften sich furchtlos reden:
Ein Samson fürte sie nicht.

Er hob mit schwungvollen Händen
Einen Gesäßdien auf
Und schlug an Schultern und Lenden
Der heulenden Feinde Hauf.

Da lagen ein Tauend Philister,
Und niemand bedauerte sie,
Ein jugendlich blühendes Leben
Erholte die Pedanterie.

Ch. Justerdt.

Die deutsche Dichterin.

Von Johannes Scherr.

Unsere Herren „Realpolitiker“ haben sich, auf der schiefen Fläche der Unbequemungsspraxis lautvergnügt abwärts rutschend, jeglicher glücklich zu Opportunitätschwäzern verfasset. Mit den Zauberformeln „Opportun“ oder „Inopportun“ weiß die Allermelchste Charakterlosigkeit alles auszugleichen, alles zurechtzulegen, alles glattzustreichen, d. h. sie thut so, als wäre alles ausgeglichen, zurechtgelegt und glattgestrichen. Halb- und Dreivierteltalente schießen überall auf, massenhaft wie Pilze und gerade so gehaltvoll. Nur an Männern beginnt es mehr und mehr zu fehlen. Aber wozu brauchen wir Männer? Sie würden sich ja doch nur als „Principienreiter“ lächerlich machen — weg damit! Man muß seine Überzeugungen — was sag' ich? dummes Wort! — seine „Welleitläten“ genau auf den hochöffentlichen Ton zu stimmen wissen, man muß vor jedem momentanen Erfolg mit Grazie zu byzantinern verstehen, um für einen richtigen Deutschen und patentirten Patrioten vom „strammen“ Reichsnormalsmaß zu gelten.

Ja, die unfehlbare Opportunitätspolitik ist nunmehr in das bekannte national-servile System gebracht, wofür ja auch unter der studirenden Jugend nicht ohne Erfolg geworben und geworben wird. Die junge Generation wächst heran unter der Einwirkung einer plattbaunaufischen Stimmung, um nicht zu sagen unter dem Druck einer gemeinen Berechnung, daß ewige Grundfäuge über flüchtigen Zeitercheinungen vergessen werden dürfen, ja sogar mühten. Der richtige Liberalismus sei, jeden gerade in den höheren und höchsten Regionen streichenden Wind für direct aus dem großen Orient der Staatsweisheit kommend auszugeben, und der wahre Patriotismus besthebe darin, aus der eigenen Person möglichst viel zu machen. Denn —

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."

In der Literatur vollends ist seit Heine's Spottorakel: „Kein Talent, doch ein Charakter“ — das Lumpenthum obenauf gekommen. Und doch könnte ein nicht auf der Schwindelhöhe der Gegenwart stehender Mann sich versucht fühlen, die „inopportune“ Frage aufzuwerfen, ob wohl derselbe Heine, auf dessen Autorität schon so viele Literatur-Lumpen stillschweigend sich berufen und gefilzt haben, nicht ganz anders, nicht viel bedeutender in unserer Culturgeschichte stände, als er dasteht, falls mit seinem Gente auch Charakter sich verbunden hätte? Was macht und macht den Friedrich Schiller zum wirksamsten und geliebtesten Dichter und Scher seines Volkes? Das Gewissen, welches, wie die Frau von Stael treffend und schön bemerkte hat, seine Muße gewesen ist. Woran sind die Romantiker, denen es doch an Talent wahrlich nicht gefehlt hat, so jämmerlich gescheitert und so elend zu Grunde gegangen? An ihrer Charakterlosigkeit. Die literarische Lumpokratie kann für eine Weile Spektakel machen und, alle Trommeln und Trompeten der schamlosesten Reklame schlagnend

und blasend, den Markt beherrschen; aber nach kurzer Herrlichkeit verschwindet sie für immer in der literargeschichtlichen Lumpenkammer. Kein großer Denker, Dichter, Künstler ist ein Lump gewesen. Groß zu fühlen, zu denken, zu schaffen, ist nur auf breiter und fester Charakterbasis möglich. Und auch für jene Region der Herbringung, welche nicht zur Aetherhöhe hinanreicht, gilt das. Woraus erklärt sich der nachhaltige Einfluß Platons? Daraus, daß aus dem blanken Marmor seiner Verse ein ganzer Mann, ein edler Charakter atmet. Charakter und Talent verhalten sich zu einander wie Gehalt und Form: zwei aufsteigende Flammen sind es, die in eine zusammenlobern, um auf ihrer Spize den großen Gedanken, das feelenvoll-formschöne Lied, die mutige That zu tragen.

So soll es sein und dieses harmonische Zusammenstimmen der intellektuellen und sittlichen Anlagen hat uns Deutschen, wenn nicht eine große, doch eine wirkliche, eine echte Dichterin gegeben: Annette von Droste-Hülshoff.

Eine echte Dichterin, ja! Neben der deutschen kann nur eine Literatur noch einer ebenbürtigen Poetin sich rühmen: die englische in der Person ihrer Felicia Hemans. Natürlich will ich hierbei den Begriff „Dichterin“ im strengsten Sinne genommen, d. h. auf die dichterische Tätigkeit in metrischer Form beschränkt wissen.

Und was macht Annette von Droste zu einer rechten Dichterin? Der vollkommene Einstlang, nein, daß Einssein von Intellekt und Charakter, Anschauung und Gefühl, Phantasie und Gedanke, Geist und Form — alles war bei ihr aus einem Guß. Ihr Leben wie ihr Dichten, ihr Dichterleben war von einer Wahnschönheit getragen, welche aus jeder ihrer Verszeilen spricht und der man in solcher Größe nicht gerade häufig begegnet. Dieses zarte gebrechliche Weib trug ein starkes Herz in der Brust, und fest, bestimmt und deutlich wie ihre Anschauungen waren auch ihre Überzeugungen. Richtig schwankend und wankend in ihr, alles gebiegen und klar.

Diese ihrer Schönheit und Wahnschönheit stand die entsprechende formale Ausprägung in ihrem Stil voll Nerv und Kraft. Von Seideglätte und Sahnesüßigkeit ist in ihren Versen nichts zu spüren, auch nichts von Mondchein, Empfindsamkeit und Thränenfreiheit, wohl aber überall ein gesundes und starkes Gefühl, reines und stählender Lufthauch wie von Bergköpfen und aus Waldgründen und eine drastisch-plastische, eine wahnschönheitsmächtige Kraft der Diction. Keine zweite Frau hat Rhythmus und Reim mit solcher Energie zu handhaben gewußt wie diese prächtige Westphalin. Man sehe nur, wie sie in ihren Gedichten „Die Jagd“ und „Die Krähen“ eine Fuchsheze im Moor und Tann und das Gewühl eines Reiterkessens gemalt hat. Welcher Realismus! Welche Naturwahrheit! Man erblickt den „über Kraut und Schmeihen gehenden“ Reinecke lebhaftig, man sieht „die fallenden Reiter radschlagen von den Rossen“ und glaubt das Gelärche zu hören, womit „die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei.“ An Härten und Absonderlichkeiten fehlt es in der Sprache Annette's freilich nicht und die Sazverbindung ist mitunter bis zur Dunkelheit verschrankt, was alles Rudolf Nodt Veranlassung gab, in seinen übrigens allerliebsten „Gedichten in allerlei Humoren“ (1853) den Stil unserer Westphalin grausam zu persiflieren*). Aber gerade in der Knappheit von Annette's Stil liegt häufig eine bedeutende Wirkung, und wer Sinn für das Malerische und Zieltreffende der Volkssprache hat, wird auch die westfälischen Provinzialismen, von welchen die Dichterin am passenden Orte Gebrauch macht, nicht vermissen wollen. Hat sie doch dadurch ihren Landschaftsbildern von der rothen Erde eine ganz eigenhümliche Klangfarbe zu geben verstanden.

Eigenart und Ursprünglichkeit der Form verlangen aber, um haltbar, ausdauernd und wirksam zu sein, einen nicht gemeinen Inhalt. Entspricht die Seele von Annette's Dichten seinem Leib? Allerdings. Und welches ist das geistige Charaktermerkmal dieses Dichters? Reichthum der Phantasie und Tiefe des Gemüths, sowie Energie des Gedankenwurzes innerhalb der Schranken edelster Weiblichkeit. Dieses „innerhalb“ unterstreich' ich doppelt. Annette ist keine Jungfer Zumperlich, sie geht geradaus

*) U. a. O. S. 60: „Drastische Hülsenblüthen.“

und nennt die Dinge ohne weiteres mit ihren Namen. Sie ist nichts weniger als ein Theelesselpoet nach neuester Mode. Sie beinhaltet ihre Empfindungen nicht aus und locht ihre Worte nicht zu einem sühllichen Brei zusammen, um denselben alten Bettschwestern einzustreichen, die früher etwas anderes gewesen waren. Sie spricht frisch vom Herzen weg, aber dieses Herz war jungfräulich in seiner innersten Falte und nie hat eine reinere Hand aus dem Altar des Schönen die Opferflamme entzündet als die Annette's von Drosté. Ihre Poesie ist Kraft im Dienste dessen, „was sich ziemt.“ Ihr männlicher Gedankenernst muthet uns doppelt an, weil er durchweg die Signatur einer Frauenseele ohne Falch und ohne Eitelkeit trägt. Aus der Fülle dieser weiten und lichten Frauenseele heraus hat sie in ihrem Zirkus „An die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs“ goldene Wahrheiten gesagt, eindringlich warnend, daß auch die Frau von Talent doch immer Weib bleibe, bleiben solle, bleiben müsse. So eine Warnung klingt freilich übel in den Ohren der emancipirt laudertweltenden, rauchenden, kneipenden, kurzum möglichst unweiblich und ekelhaft sich gebatenden Sansculotterie von heutzutage, für welche alles, was verständig und anständig, nur noch Philisterei und überwundener Standpunkt ist. Immerhin jedoch hat unsere Westphälin in einem ihrer zwei kleinen Finger mehr Geist, Wissen und Talent gehabt, als der gesammte emancipirte Auslehricht mithammen aufzubringen vermag. Halbtalent und Halbbildung müssen Spektakel machen und auf dem Markte sich ausspielen, um die Beachtung zu finden, nach welcher ihre liebe Eitelkeit dürftet: daß wirkliche Talent und die echte Bildung dagegen sind sich bewußt, daß sie die Ausmerksamkeit und die Huldigung, das Lob und den Ladel des großen Hauses entbehren können und verachten dürfen. Das in sich gefaßte, edelbescheidene Wesen Annette's kannte die heutzutage mit der äußersten Schamlosigkeit betriebene Kunst der Reklame nicht einmal vom Hörensagen und gewiß hat sich selten mit solcher Verfährung, mit solcher Charakterstärke und mit so klarem Selbstbewußtsein eine solche Anspruchslosigkeit so innig verbunden wie in ihr. Auch dieses kennzeichnete die deutsche Frau und erhöhte den Werth der deutschen Dichterin.

Sie wurde auf dem Stammgut ihrer Familie, auf dem Hülshof unweit Münster am 10. Januar 1797 geboren und hat, nachdem ihr Vater, Clemens August von Drosté zu Hülshof, im Jahre 1826 gestorben, mit ihrer Mutter das „Rufschau“, den Wittwenstuhl des Geschlechtes, bezogen. Hier verbrachte sie in ländlicher Stille fortan den weitaus größeren Theil ihres Daseins. Hier lernte sie auch im Jahre 1830 der junge Levin Schüding kennen und verehren, welcher später das Lebensbild der dahingegangenen Freundin liebvoll gezeichnet hat*). Ihre Porträt hat Annette mit eigener Hand entworfen in einer leider nicht zu Ende geführten novellistischen Arbeit, welche unter dem Titel „Bei uns zu Hause auf dem Lande“ ein Bild von westphälischen Sitten und insbesondere von dem Leben auf einem Edelhofe der rothen Erde zu geben bestimmt war. Hier wird uns zuerst der junge Herr Ewerwin vorgestellt und dann seine Schwester, Fräulein Sophie. Jener ist eigentlich Annette's Bruder, diese Annette selber. Von jenem ist gesagt: „Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn schen zu können.“ Dann heißt es:

„Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu fahre — ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegenteil; ihre schlanken, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer übergeschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas hödliß Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Scherzin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Süßliches zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Rücksitz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergrauen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinste Erregung,

*) Annette von Drosté. Ein Lebensbild von Levin Schüding. Hannover, 1862.

geistiger, so wie körperlicher, steigt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's gespielt wird. Ich bin kein natürlicher Bewohner der Welt, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gefreue es, ein im Opernhaus mühsam eingelernter, dennoch meine ich, daß Fräulein singt schön, — über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Weitklang anlegen — aber dieses seltsame Modulieren, diese kleinen nach der Schule verbotenen Vorstöße, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts sende, können vielleicht nur einem gebornenen Vater, wie mir, den Eindruck vom gewaltkam Bewegenden machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem ganzen Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause steht ein leiser Husten, sie an und ihre Farbe wochselt, bis sie sich in rothen, kleinen Flecken festsieht, die bis in die Halstrasse laufen — mir wird todangst dabei, und ich suche dem Gejangle oft vorzubeugen."

So stellte sich die Dichterin als junges Mädchen dar, nachdem ihre von Geburt an sehr zarte Körperllichkeit unter der Entwicklung sorgsam-mütterlicher Pflege und der Landluft einigermaßen sich geprägt hatte.

Es war eine alfränkisch-steife, hochkonervative, aber ehrenste Atmosphäre, in welcher Annette heranwuchs. So ein wichtiger westphälischer Edelhof ist ja, von den Wogen des 19. Jahrhunderts kaum gestreift, noch in unsrer Tagen ein lebendes Bild der „guten, alten, frommen Zeit“. Ich meine das hier nicht etwa nur im spöttischen Sinne, sondern auch im aufrichtigen anerkennenden. Neben vielen lächerlichen Junksereien und gemeinschädlichen Egoismen sind doch auch etliche der besten Eigenschaften und Tugenden unseres Volkes in solchen Häusern conservirt worden und die Luft, welche in denselben weht, kann, obzwar für unseren Geschmack mit viel zu viel Weihrauch versetzt, immerhin noch als eine gesunde bezeichnet werden, verglichen mit den Miasmen, welche in den mit mehr oder weniger gestohlenen Millionen erbauten und eingerichteten Palästen der modernen Geldprozerie brüten. Es fehlte im väterlichen Hause auch nicht ein gewisses geistig-anregendes Element. Die Drosté und die Hazthausen — Annette's Mutter war eine Harthausen — standen mit dem Kreise der Fürstin Gallizien in Münster, also mit den Fürstenberg, Hemsterhüs, Hamann und Stolberg in Beziehung; weiterhin auch mit den Romantikern, mit den Voissères, Grimm, Brentano. Es wurde in der Familie viel gelesen, aber noch mehr musizirt. Nennchen genoß den Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder mit, auch im Latein und in der Mathematik. Geruame Zeit litt die Kleine an einer unerlässlichen Lesepraktik, dazu gesellte sich ein frühzeitiger Sammlerleid, welcher, später methodisch getreget, die Dichterin eine häbliche Sammlung von Münzen und Gemmen, Mineralien und Autographen zusammenbringen ließ. Diese Schätze hat sie dann in ihrem Gedicht „Ein Sommertagstraum“ höchst originell-poetisch zu verwerten gewußt.

Sie ging noch in Kinderschuhen, als sich der „afflatus divinus“ in ihr schon zu regen begann. Ebenso heimlich als idyllisch gab die Kleine dem Althauche nach, denn die strengste Mutter wollte vom Versemachen nichts wissen und auch später konnte Annette den Widerwillen und Widerstand der Familie gegen ihr Dichten — und vollends gegen ihr in die Öffentlichkeit tretendes Dichten! — nur sehr allmählig besiegen. Idyllischer Natur aber war die erste Hervoerbringung der Dichterin, indem sie einen jungen Hahn besang, und heimlich ging es dabei her, indem sie besiegtes „Lied vom Hähnchen“ sorgsam in's Heine schrieb, in Goldpapier einschlug und unter dem Firstsparren vom Werthfest des väterlichen Schlosses verbarg. Welche Stadien der Entwicklung hatte Annette zurückzulegen von dem Tage dieses kindisch-schambasten Versteckens ihres ersten Reimversuches bis zu dem Tage, wo sie, ihres „Berufes“ klar und sicher geworden, ausrief:

Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der kammer friedlichem Gelasse?

Das fragt ihr mich, als sei ein Dieb,
Ich eingebrochen am Barnafeste.
So hört denn, hört, weil ich gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen.
Mein Recht, soweit der Himmel sagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden."

Warum die Dichterin unvermählt geblieben? Ich weiß es nicht. Ob sie nie geliebt hat? Doch! Wie hätte ein so voll und kräftig pulsierendes Frauenherz lieberlos bleiben können? Wir begegnen ja in Annette's Gedichten einem heißen Geständniß („Junge Liebe“) und einem innigen Sehnsuchtslaut („Brennende Liebe“). Beide Mal hat zwar die Dichterin die Situation objectivirt, aber mag sie immerhin in der dritten Person von sich sprechen, aus diesen glühenden Zeilen spricht doch nur ihr eigenes Ich und Selbst. Die „junge Liebe“ muß das „schlanke Mädchen mit dem blonden Haar“ beschlichen haben, als es „taum fünfzehn Jahr“ alt war. Die „brennende Liebe“ loht von einer wiseren, tieferen, gewaltigeren Leidenschaft. Ich vermuthe, Schülding hätte uns darüber Bescheid geben können, so er gewollt. Gewiß ist nur, daß diese schlanke, blonde, blauäugige Tochter der rothen Erde in ihrer Mädchenseele das Liebesfeuer barg, wie die Sommerwolte den Blitz birgt.

In Krankheit und Frankheit Schwermuth warf Annetten der Tod ihres geliebten Vaters und ihres noch geliebteren jüngeren Bruders. Der Arzt forderte eine Ortsveränderung und so lebte die Dichterin mehrere Winter in Köln und Bonn. Am leichteren Orte erhielt ihre Lernzeit den Abschluß, so zu sagen den letzten Schliff durch den Umgang mit zwei geistvollen und hochgebildeten Frauen: Johanna Schopenhauer, Mutter des Buddisten Schopenhauer, und Sibylle Mertens-Schaffhausen. In den Kreisen dieser Damen kam sie nun auch den literarischen Strömungen und Strebungen von damals näher, lernte die Hervorbringungen der Früh- und Spätromantik genauer kennen und empfing die Wirkungen der Literaturtendenzen, wie sie in der sogenannten Restaurationszeit verworren genug durcheinandergingen. Vor allem hat Scott mächtig auf sie gewirkt, dann Irving, später Byron. Dieser ebenfalls tief, aber im Grunde doch mehr nur formell als substanzuell. Wenn sie, die Frau, dem Einfluß eines Scott und Byron sowohl zu widerstehen vermochte, daß sie ihre dichterische Eigenart unbeschädigt bewahrte — und sie vermochte es — so gibt das sicherlich einen sehr kräftigen Beweis für die Ursprünglichkeit ihrer Begabung ab.

Das stille Ruschhaus unweit Münster und die alte Meersburg am Bodensee, deren Burgherr, der Freiherr Joseph von Laßberg, den Germanisten als „der Meister Sepp von Eppishusen“ wohlkannt, Annette's ältere Schwester im Jahre 1834 geheirathet hatte, waren die Stätten, wo weitauß die meisten der Gedichtungen entstanden sind, welche wir von unserer Westphalin bestehen. Die westphälischen Haiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die herner Türols und Firnen der Schweiz silbern herüberschimmern, sind die landschaftlichen Hintergründe von Annette's Schöpfungen. Die Welt hat denselben anfänglich nur wenig oder gar keine Beachtung geschenkt. Als unsere Dichterin nach mühselig erlangter mütterlicher Erlaubniß im Jahre 1837 zum ersten Mal in die Öffentlichkeit hinaustrat („Gedichte von A. E. v. D. H.“ Münster 1837), mußte sie ihren Zeitgenossen als eine Fremde erscheinen, welche auch nur flüchtig anzusehen sich kaum der Mühe lohnte. Die Menschen glaubten ja damals noch an den alleinfärmig machenden französischen Liberalismus, an die Julitrikolore, wie hätte ihnen eine Vollblutromantikerin von dichtendem Edelfräulein Aufmerksamkeit oder gar Theilnahme abgewinnen können? Annette ließ sich das keineswegs verdrießen. Sie fuhr ruhig zu dichten fort, weil sie mußte, weil eben für den echten Poeten athmen und dichten dasselbe ist.

In ihrem alterthümlichen Thurmzimmer der von den Merowingern gegründeten Meersburg, allwo der Staufer Konradin hofgehalten, bevor er die unglückliche Heerfahrt gen Italien antrat, sind die reifsten Gedichte Annette's ausgedacht und ausgeführt worden. Sie hat ihre letzten Lebensjahre fast ausschließlich in der alten

Bischofsresidenz am Bodensee verbracht. Die seherüber kommende reine Alpenluft that ihrer frischen Brust wohl. Sie war leidend und wurde immer leidender. Mit jener stillen Gesäßtheit, zu welcher nur entweder eine tiefsäugig-hoffende oder aber eine tiefskeptisch-resignierte Weltanschauung führen kann, trug sie ihr Leid. Der „Völkerfrühling“ von 1848 brachte ihr keine Lebensblüthen mehr, sondern nur neue Schmerzen. Auch fehlte, denn sie konnte der ganzen Anlage ihrer Persönlichkeit zu folge in dem Märzsturm nur einen zerstörenden Orkan sehen. Am 24. Mai von 1848 nahm ein Herzschlag sie hinweg und auf dem Friedhofe zu Meersburg ruht ihr Sterbliches . . .

Es war ein geräuschloses deutsches Frauenleben, das da, kaum wahrgenommen von den Zeitgenossen, an uns vorübergegangen ist. Nichts Excentrisches und Sensationalisches, keine gewaltshamen Emotionen, Passionen, Eruptionen im diesem Lebenslauf, keine „liebenswürdige“ Sünde und kein „anbetungswürdiger“ Skandal. Kein Roman, wie ihn Aurora Dodevant mit dem schäflich-schnüde von ihr verrathenen Alfred die Mutter durchgespielt hat. Keine Ghetragödie, wie Helicia Hemans und Karoline Norton sie durchgelitten, und auch keine Bußfomödie, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach langer Lärmjagd auf dem „Rechten“ sie aufführte. Alles mahvoll, still, schlicht-vornehm. Das ganze Dasein ein Beweis, daß man nicht den stets eiteln, allzeit entweder schmerzlich oder lächerlich ausgehenden Versuch, Poesie leben zu wollen, angestalten braucht, um ein Poet oder eine Poetin zu sein.

Der schriftliche Nachlaß Annette's zeigte, daß in ihren letzten Lebensjahren ihr Talent nicht gerafft, nachdem die reiche Sammlung ihrer Gedichte im Jahre 1844 (Stuttgart, Cotta) erschienen war und ihren Ruf begründet hatte. Ihr religiöser Liedercyclus „Das geistliche Jahr“ wurde bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht, eine Nachlese von Gedichten und Skizzen unter dem Titel „Lezte Gaben“ im Jahre 1860 (Hannover, Rümpler). Ich kann nicht finden, daß in den hier gebotenen Gedichten ein Fortschritt bemerkbar wäre. Dagegen gehöhrt der Erzählung „Die Judenbüche“ als einer westphälischen Sittenbeschreibung von markigster Zeichnung aufrichtiges Lob. Was „Das geistliche Jahr“ angeht, so hat sich damit die katholische Dichterin in vielen und dankbaren katholischen Herzen ein katholisches Denkmal errichtet. Es ist auch ganz wahr, daß Annette in diesen Liedern mitunter Lüne religiöser Erhabenheit gesunden hat, erschütternd wie der Klang der „Tuba mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Celano, und ebenso hauchte religiöser Innigkeit, wie sie im „Stabat mater“ des Jakobonus wehen. Aber man braucht doch wahhaftig kein solcher Pfaffenfeind zu sein, wie ich einer bin*) um zu finden, daß ein ganzer Band voll Kirchenluft, Glockengläute, Orgellang, Litanei, Weihwassergeprije und Weihrauchsqualm für einen modernen Menschen zu viel sei, viel zu viel.

Die Stellung unserer Dichterin in der deutschen Literatur beruht auf ihrer Gedichtesammlung von 1844, welche seither wiederholt neu aufgelegt worden ist.

Was ist es nun, wodurch diese Aristokatin, diese Katholikin, diese Vollblutromantikerin nicht allein aus naiver Gemüther, sondern auch aus weiterfahrene, enttäuschte und skeptische wirkt und auch in Menschen von einer ihrer eigenen diametral entgegenstehenden Ansichtung ästhetisches Wohlgefallen und herzliche Theilnahme zu wecken weiß? Nichts anderes als die schon oben von mir betonte Ganzheit und Wahrhaftigkeit unserer Dichterin. Man fühlt, hier hat man nichts Unempfundenes, Gemachtes, Erklärfertiges vor sich, sondern eine Natur, nichts Gespieltes, sondern Gelebtes, ein Dichten, welches nur der naturwahr-logische Ausdruck einer ganzen, vollen,

*) Aber bitte kein einseitiger! Heiden-, Juden- und Christenpfaffen sind mir gleich lieb und ich will meine Unparteilichkeit beweisen, indem ich hier gelegentlich in Erinnerung bringe, daß unser christlich-germanisches Herwort: „Der Pfaffenfaß hat keinen Boden“ — sich schon beim hellenischen Heiden Sophokles findet, nur etwas höflicher ausgedrückt: „Τὸ ματικὸν γῆρας φλαγγυρὸν γέρος.“ (Antigone 1040.)

eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, furzum die in Versen geschriebene Offenbarung eines Charakters gewesen ist. Wie Annette von Droste war, so dichtete sie. Das ist's, was dieses Weib thurmhoch über eine ganze Legion von Postastern in Hosen stellt, welche wähnen, sie dichteten, wenn sie sich selbst belügen und andere zu belügen versuchen.

Die Gaben Annette's waren weit entschiedener auf das Epische als auf das Lyrische gestellt. Daher ist ihr das eigentliche Lied nur selten oder gar nie gelungen. Ihr Gedankenernst war zu schwer, um von den Verhensflügeln des Liedes getragen zu werden. Ihre Poesie hatte überhaupt viel mehr von der Malerei als von der Musik und wieder viel mehr von der niederländischen und spanischen Malerei als von der italienischen und deutschen. Unter ihren Balladen und Romanzen finden sich echte Rembrandts, z. B. „Der Graf von Thal“, „Der Tod des Erzbischofs Engelbert“, „Die Stiftung Kappenberg“; andere beweisen eindringlich die Fähigkeit Annette's, das Mystische, Unheimliche, Dämonische poetisch wirken zu lassen. So „Vorgeschichte“, „Der Graue“, „Das Fräulein von Robenschild“, „Die Schwestern“, „Der Blutter Wiederkehr“, „Die Vergeltung“, „Der Fundator“. Bei Annette entrollt sich die Handlung nicht in der ruhig- und klatschigen Romanzenweise Uhlands oder in der prächtig-feierlichen Schwabs, sondern in dramatischer Haft, und die Beleuchtung wechselt zwischen heißen Schlaglichtern und schroffen Schlaghatten. Die Ballade „Der Geierpfiss“ zeigt diese Eigenheiten vielleicht am deutlichsten auf. Dass unsere Dichterin vorzugsweise mit pathetischen Farben malte, und dass die Stoffe zu ihren Bildern nicht selten aus der „Rachseite“ des Daseins und der Geschichte geholt waren, entsprach ganz ihrem Wesen. Aber ein auszeichnendes Merkmal dieser Erscheinung war, dass Annette auch ein kräftig entwickeltes Organ für den Humor besaß, eine Himmelsgabe, deren sich bekanntlich Frauen nur selten, sehr selten ereignen. In mehreren Gedichten spielt der Humor gar hellfarbig, z. B. in „Des alten Pfarrers Koch“, „du“ „du“ „du“, „Schwerverdacht“, „Lerchfu“, „du“ „vörfelku“, „zoglich“, „oat“, „uh“. strafst Annette's Humor in dem Gedicht „Alte und neue Kinderzucht“, dessen gegen die Resultate der „amerikanischen“, auch in Europa vielfach Mode gewordenen Erziehungsweise gerichtete Spize meisterlich scharf und blank geschliffen ist. Ein Mahnwort von wahrhaft bibyllinischem Ernst hat die Dichterin „An die Weltverbesserer“ gerichtet und nur allzu richtig gehaucht und empfunden war es, wenn sie ihre Elegie „Vor vierzig Jahren“ mit den Worten beschloß:

Wir höhnen oft und lachen der kaum vergangnen Zeit
Und in der Wüste machen wie Straufe wir uns breit.
In Wissen denn Bestien? Ist denn Genießen Glück?
Auch Eies-Gleicher blühen und Wasilitzenblüd.
Ihre Greise, die gehunten wie Kinder im die Gruft,
Im leichten Hauche trunken von Lieb- und Aetherduft,
Ihr habt am Lebensbaum die reinste Frucht gepflegt,
In farger Spannen Räume ein Eden euch gehegt.
Nur aber sind die Zeiten, die überwerthen, da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah.
Wir wählen in den Schähen, wir schmettern in den Kampf,
Windesbräuten gleich verheben uns Geistesflug und Dampf.
Mit unfres Spottes Gerlen zerhau'n wir, was nicht Stahl,
Und wie Morgana's Wägen zertritt das Ideal;
Was wir dabeiin gelassen, das wird uns arm und klein,
Was Freunde wie erlassen, wird in der Hand zu Stein.
Es wogt vor End' zu Ende, es grüßt im Fluge her,
Wir reihen uns die Hände — sie bleiben talt und leer.
Richts liebend, achtend Wenige wird Herz und Wange bleich,
Auch bettelhaft Könige sehn wir im Steuvenreich.

Annette hat unsere Literatur mit vier größeren Erzählungen in Versen bereichert, welche in dieser Reihenfolge von ihr geschaffen wurden: „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“, „Des Arztes Vermächtniß“, „Die Schlacht im Loener Bruch“, „Der Spiritus familiaris des Nothäuschers“.

Ich sagte, bereichert habe sie damit unsere Literatur. Denn gerade an Dichtungen dieser in der englischen Literatur so glanzvoll vertretenen Gattung ist die deutsche verhältnismäßig arm. „Das Hospiz“ verräth noch deutlich den Einfluß vom Verfasser des „Marmion“ und der „Lady of the lake“ auf unsere Dichterin, während in „Der Argles Vermächtniß“ ebenso unverkennbar der Einfluß vom Schöpfer des „Giaur“ und des „Lara“ bemerklich ist. Schünking hat übrigens richtig gefragt, daß Annette's Absicht gewesen, in dieser wilden Rhapsodie darzustellen, welchen ungeheuren Eindruck das Grauen einer Schreckensnacht auf das Gemüth eines phantastereichen Schwächlings gemacht habe, einen Eindruck, der bis zum Tode währt und den Erzähler des furchtbaren Erlebnisses, eben den Arzt, zu einem zwischen Wahnsinn und Blödsinn schwankenden Seelenzustand herabgebracht hat. Dieses Schwanken ist in den Gang und Tanz der Erzählung selbst mit virtuoser Kunst hineingebildet. „Die Schlacht im Loener Bruch“, in welcher Tilly den Herzog Christian von Braunschweig, den „tollen Halberstädter“, am 7. August von 1623 vernichtend schlug, muß als ein Originalwerk anerkannt werden. Das Gedicht darf sich leichtlich zu dem Besten stellen, was im ganzen Umfange der Weltliteratur von Wehr und Waffen singt und sagt. Ganz vortrefflich ist die Gegenüberstellung der beiden scharfgezeichneten und lebenswahr colorirten Hauptfiguren, des Halberstädters und des Ligo-generals. Auch kam der Dichterin zu Pak, daß sie hier auf der heimathlichen rothen Erde stand. Das Düster der westphälischen Haide legt sich als ein passender Rahmen um das Gemälde des erbarmungslosen Mordkampfes. Und wiederum einen Vorwurf markirt „Der Spiritus familiaris des Nothäufchens“. In dieser poetischen Erzählung, welche für die beste unserer Literatur zu erklären ich mein Bedenken trage, hat Annette die Vollkraft ihres Stils gefunden. Die alte Legende vom „Galgenmännlein“ war aber auch ein wie für sie gemachter Stoff. In der Behandlung derselben konnten sich ihre Empfänglichkeit für das Dämonisch-Unheimliche und ihr gestaltungsmächtiger Realismus auf's glücklichste verbinden. Und so geschah es. Das ganze Gedicht ist von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der psychologische Prozeß von Schuld und Buße stimmungsvoll zur Anschauung gebracht. Mit besonderer Genialität ist auch das Landschaftliche behandelt und namentlich contrastirt prachtvoll die Schilderung der winterlichen Mondnacht, in welcher der Täuscher den Spiritus familiaris erwirkt, mit der in Hochsommerglut brütenden Wasbesöde, durch welche der unglückliche Mann hiniret, um sich des höllischen Gefellen wieder zu entledigen.

Nun ist es aber überraschend, zu jehen, daß unsere Romantikerin dennoch nicht in der „mondbeeglänzten Zauberacht“ der Romantik ihr Bestes gesucht und gefunden hat, sondern vielmehr im modernen deutschen Alltagseben. Dieses Beste ist nämlich fraglos ihr Gedicht „Die beschrankte Frau“, eine bürgerliche Romanze, worin mit den aller einfachsten Mitteln die höchste Wirkung erreicht wird — zugleich nach meinem Gefühl das schönste Lob, welches dem deutschen Frauenschärakter jemals gespendet worden. Dieses Gedicht, um dessen zwölf Strophen mit alle Haussämen und Vyronismen der Madame Dubrevant unbedenklich seil sind, muß den Namen Annette's von Droste erhalten, so lange es eine deutsche Literatur gibt. Es ist ein wahres Juwel in dem dichterischen Hausschafe unseres Volkes.

Und wie in den Adern der „Beschränkten Frau“ deutsches Herzblut kreist, so ist überhaupt die Deutschtum das Geprämmermal unserer Dichterin. Einwas, viel vom Guten, vom Besten deutscher Nationalität lebte in ihr und dichtete aus ihr: Ehrfurchtsgefühl und Überzeugungsstreue, Idealität und Verbesserungstrieb, Wahrsamth und Anspruchslosigkeit, Begeisterung und Selbstbescheidung. Darum durfte ich sie die deutsche Dichterin nennen: nicht allein um ihres bislang von keiner zweiten erreichten Talentes, sondern auch um ihres Charakters willen. Ein Talent und ein Charakter! Es würde färrwahr dermaßen mit unserer Literatur und mit noch vielem anderem besser bestellt sein, als es ist, falls man das Lumpenxiom von der Unverträglichkeit dieser beiden Begriffe verachtungsvoll beiseite stelle. Das charakter-

loje Talent bringt es ja in allem und jedem höchstens zum Virtuosenthum, nie aber zur Künstlerschaft. Darum die Unzahl virtuösischer Gauleiter in der Gegenwart, wogegen wir nach einem Künstler-Schöpfer vergeblich ausblitzen

Während ich das Vorstehende schrieb, hat sich mir mehrmals die Frage aufgedrungen, wie wohl Annette, so sie noch lebte, die deutschen Dinge ansehen würde. Als Katholitin oder als Patriotin? Traurig genug fürwahr, daß man so fragen muß, weil die Kinder der Mutter Germania mit deutscher Gründlichkeit und Hartköpfigkeit in den alten albernen abschaulichen Tanz um Messbuch und Bibel noch immer so verbissen sind, daß ihrer viele nur allzu große Neigung zeigen, diese Bankgegenstände über das Vaterland zu stellen. Ich bezweife lehr, daß Annette, so sie das neue deutsche Reich erlebt hätte, sich jenen vaterlandsfeindlichen Demonstrationen von westphälischen Junkerinnen angegeschlossen haben würde, welche ihrem Bonzen-Gott zu dienen glaubten und ihren Katholizismus sehn lassen wollten, aber nur den Franzosen dienten und nichts sehn ließen als ihre Bornitheit und Eitelkeit. So, wie unsere Dichterin war, deutsch in jedem Nerv, hochgehnnt und selbstlos, hätte sie, daß ist mit Bestimmtheit anzunehmen, nicht zum Streite gerufen, sondern zum Frieden geredet, wie es einer Frau und wie es einer Poetin ziemt. Nicht zu einem faulen Frieden, sondern zu einer wahren und wirklichen Versöhnung der streitenden Brüder, angebahnt und vollzogen auf Grund der Einsicht und des Bekennnisses, daß Deutschein mehr ist und heißt als Katholisch- oder Lutherischsein, und daß es füder nicht mehr für eine nationale Lebensfrage, sondern nur noch für eine persönliche Geschmacke gelten soll, ob einer lieber in der Bibel oder lieber im Messbuch oder lieber in keinem der beiden Bücher lesen will.

Ja, unsere Dichterin würde zum Frieden gerathen und zur Versöhnung geredet haben. Hat sie doch ihr Lied, worin sie die Stammes-eigenart ihres heimathlichen Westphalen vertheidigte, wie im prophetischen Voraußblick auf die Kämpfe unserer Tage mit der schönen Mahnung beschlossen: —

„Ja, jehe Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz vor jedem Stamme;
Heilig die Blut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn' getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!“

Aeber Kleist's „Prinzen Friedrich von Homburg“.

Von Hans von Wolzogen.

Am 18. Juni dieses Jahres war der zweihundertste Jahrestag der Schlacht bei Jena und Auerstädt. Das war kein gewöhnliches Schlachtenjubiläum, wie es deren ja leider bei allen „civilisierten Völkern“ immer noch genug zu feiern gäbe: als ein leuchtendes Grenzmal bezeichnet dieser Sieg des großen Kurfürsten von Brandenburg den thätigen Beginn der eigentlichen Hohenzollernpolitik, die erst am nämlichen Tage, 196 Jahre später, am Tage der Friedensfeier des vereinigten Deutschlands, am 18. Juni 1871, unter dem Kaiserthum des greisen Urenfels aus dem Siegergeschlechte ihr Werk gekrönt sah.

Heinrich von Kleist hat uns ein Drama gedichtet, welches die gefeierte Schlacht selbst zur Darstellung bringt und die beiden Siegeshelden, den großen Kurfürsten und den Prinzen, persönlich verherrlicht. Dabei ist es mit nichts ein dramatisches Stück Historie oder gar nur ein specifisches Festspiel, dessen Stoff allein jene Schlacht wäre. Eine allgemein menschliche Handlung, eine Liebesgeschichte, spielt sich in ihm ab, ohne daß doch wiederum die Schlacht nichts wäre als nur der Hintergrund, die zufällige Decoration, die theatralische Folie. Vielmehr ist die große historische Gegebenheit eng verschloßen in die menschliche Handlung als solche; diese beruht überall auf jener, aber jene ist zugleich ganz in diese ausgegangen. Das Resultat ist ein vollendetes Kunstwerk, ja, wie ich glaube nachzuweisen zu können, ein echtes und rechtes Lustspiel. Gedichtet aber ist es zudem aus dem reinsten, fräftigsten deutschen Geiste, ohne jede Spur gemachten, nur aufgetragenen oder hineingeimpften Patriotismus. Kleist hat noch ein solches patriotisches Drama gedichtet, das in noch grohartigeren Verhältnissen das jetzt erreichte Ziel der preußischen Politik, die deutsche Einheit feiert: die „Hermannsschlacht“. Auch sie ist mir nur ein Lustspiel, eine historische Komödie im größten Stile. Unser genialster Dramatiker, unser deutscher Shakespeare, war allem Anschein nach zum Tragödien nicht geboren. Seine drei Tragödien: „Die Schroffensteiner“, „Penthéslea“, „Robert Guisard“ behandeln entweder unmögliche Stoffe oder verlaufen sich in Ungeheuerlichkeiten oder sind überhaupt gar nicht fertig geworden.

Ich suchte seit Jahren vergeblich nach meinem lieben Prinzen auf den Repertoires der deutschen Hofbühnen; am 18. Juni ist er meines Wissens nur auf dem Berliner Nationaltheater wieder hervorge sucht worden. So bitte ich denn wenigstens um Erlaubniß meinerseits, einen Nachtrag zur Jenaer Feierlichkeit liefern zu dürfen, indem ich darauf hinweise, welch' eine vor treffliche Dichtung gerade dieser Kleist'sche „Homburg“ sei, und wie thöricht so mancher kritische Einwand gegen seinen poetischen oder theatralischen Werth. Unter denki Einwänden erinnere ich mich vornehmlich zweier: der Held, sagt man, sei mondsüchtig, ein mondsüchtiger Held aber könne gar kein Held mehr sein; und: der Held, meint man, zeige sich in einer der wichtigsten Szenen als einen erbärmlichen Freigling, ein erbärmlicher Freigling aber sei erst recht kein Held. Dazu

kommt, daß man vielfach die ganze Handlung mißversteht, indem man nicht begreift, was der Kurfürst, von dem jene Handlung als solche abhängt und beschlossen wird, eigentlich wolle, treibe und erreiche. Man ist unklar über die Hauptcharaktere wie über den Stoff und findet sich mit dem schnellertigen Urtheile ab: Kleist habe niemals ein Drama oder eine Novelle zu schreiben vermocht, ohne mindestens an einem Punkte schwach zu werden. Solch' ein Punkt wäre also hier die berüchtigte Feigheitsscene, während sich die Quelle dieses Schwachwerdens, die Krankhaftigkeit des Poeten selbst, in der Krankhaftigkeit seines mondäntigen Helden ausdrücken soll. Ich sehe voraus, daß alle Leser meiner Betrachtung das Stück genau kennen, ja, ich muß wünschen, daß sie es während der Lecture zur Hand haben und nachlesen mögen. Nur unter dieser Bedingung kann ich mit Hoffnung auf einen Erfolg meine Nachweisung jenen Einwänden zum Trost versuchen: daß Kleist's „Prinz von Homburg“ — eines der besten deutschen Lustspiele sei.

Die Eingangsscene des Dramas, im nächtlichen Schloßgarten von Teheran, ist in solch' einen zarten Mondcheinabend romantischer Poesie getaucht, daß jeder Gedanke an ein hiermit etwa anhebendes historisches Schauspiel ferne bleiben muß. Wir befinden uns eben ganz im Wunderbanne reiner Dichtung, und selbst die trocken militärischen Anfangsworte Hohenzollerns können uns diesen Zauberkreis nicht stören. Der Prinz, der halb wachend, halb schlafend beschäftigt ist, sich, ganz ein träumernder Held, „der eignen Nachwelt gleich, den wächtigen Kranz des Ruhmes einzutinden“, hat es, zugleich sehr wenig ein pünktlich gehorcher Soldat — verschlafen, mit seiner Reiterei dem Befehle gemäß „dem Wrangel wiederum entgegen bis an die Hadelberge vorzurücken“. Hohenzollern hält es für seine Pflicht, vor dem Kurfürsten diese Versäumniss seines Freundes als die Folge einer Krankhaftigkeit, als „eine bloße Unart seines Geistes“ zu entschuldigen. Der Kurfürst kennt aber seinen jungen Helden besser als der gutmuthige Freund. Er läßt sich nicht mit der Annahme einer Krankhaftigkeit abfinden, die ihm, wie gewissen Kritikern, seinen Helden gerade in recht fragwürdiger Gestalt müßte erscheinen lassen. Er „hat es nie glauben wollen“, daß jene jüngst am Rhein durch Homburgs Nebereifer ihm verscherten Siege, wie jetzt auch die durch seine träge Träumerei verschämte Pflichterfüllung in nichts als in einem physischen Uebel ihre Ursache haben. Das „Märchen“ bleibt ihm auch jetzt noch ein solches; er muß ihn näher betrachten, um klaren zu sehen, was er von dem seltsamen Jünglinge in Wahrheit zu halten habe. Er sieht ihn einen Vorbeirwinden und rüst lächelnd: „Was gilt's, ich weiß, was dieses jungen Thoren Brust bewegt!“ Hohenzollern ist wieder rasch bei der Hand mit der nächstliegenden Deutung: „Gi — was? Die Schlacht von morgen!“ Daß der Krieger von nichts träume als von seinem kriegerischen Ruhme, das dünt dem Freund gerade das ihn Empfehlendste in dieser immerhin mißlichen Situation. Aber der Kurfürst — schweigt. Er weiß auch hier besser Bescheid, ob er gleich noch zu prüfen hat, inwiefern er das Rechte geahnt oder sich etwa dennoch getäuscht. Indem er Natalien den Kranz gibt, indem sie ihn dem Träumenden aufs Haupt drücken muß, spricht er zugleich seine Parole für das ganze Stück aus: „Bei Gott, ich muß doch sehn, wie weit er's treibt!“ Dies ist des Kurfürsten alleinige Absicht: zu sehen, wie weit Homburg seiner ganzen Natur und seinen ihm am Lebhaftesten bewegenden Empfindungen gemäß es sowohl mit seiner Träumerie wie mit seinem Eifer treiben werde. Denn dieses „Treiben“ ist es eben, was den väterlichen Fürsten beunruhigt und worüber er beruhigt sein möchte, worüber er aber niemals beruhigt werden könnte, wenn in der That Alles nur Folge eines läglischen Somnambulismus wäre. Da verläßt der Prinz seine geheimste Empfindung: der Held tritt beinahe zurück vor dem Liebenden, wenngleich der Liebende selbst noch ganz als Held empfindet. Geliebte und Siegesgöttin verschmelzen ihm in Nataliens Gestalt, und er wähnt den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Liebe zu empfangen. Seine Ahnung sieht der scharfsinnende Fürst dadurch nur bestätigt; denn er verliert kein Wort des Erstaunens über Homburg's enthusiastische Traum-Ausflüchtungen, die alle Anderen

übertaschen und erschrecken. Homburg liebt Natalien. Die ganze Scene ist hiermit als Liebescene, ja, das ganze Drama von vornherein als Liebedrama bezeichnet. Der Kurfürst, dem das heitere Heldenhum, die begeisterte Ruhmesbegierde des Prinzen nicht anders als innig wohlgefallen kann, weshalb er ihm jene beiden am Rheine verscherten Siege so leicht und straflos nachgesehen, er kann es nicht so leicht nehmen mit dieser gefährlich eng in die Ruhmesvorstellung verwobenen heftigen Liebesempfindung. Er kennt die sentimentalisch-affective Anlage des Jünglings, deren Folge allein auch jene Traumheligkeit des Nachtwandlers ist. Nicht der Somnambulismus als solcher ängstigt ihn, der gegenüber Dem, was Homburg in solchem Zustande als den eigentlichen Quell seiner unnatürlichen Erregtheit verrathen, ganz nebensächlich erscheint. Wird nicht die also anregende Liebe in der Brust des Überall so lebhaft empfindenden, so leicht bewegten und fortgerissenen jungen Helden ihm noch üblerre Streiche spielen als das Wandeln Nachts im Parke? Wird überhaupt der Liebende, so sehr sich ihm die beiden Empfindungen verschmolzen, noch ganz und frei der Held sein können, den der Kurfürst liebt, oder wird er sich nicht vielmehr selbst darüber verlieren und sei es träumerisch träge, wie heute, oder sei es unbesonnen tollföh, wie morgen, größere Pflichten versäumen als die persönliche Führung der Reiterei zur rechten Stunde? Das sind die Sorgen in der Seele des Fürsten, der den Jüngling wie seinen Sohn, die Jungfrau als seine Tochter liebt und herzlich erfreut einen glücklichen Bund dieser beiden geliebten Menschen väterlich segnen würde. In Hinsicht darauf, ob er das dürfe, will er auch fernerhin noch sehen: „wie weit er's treibt“. Daß dies aber in der That Sorge und Absicht des Fürsten sei, das erhellt auf's klarste aus der folgenden Handlung, wie es bereits angegedeutet ist in seinem gänzlichen Verstummen nach den verrätherischen Ausrufen Homburgs: „Natalie, mein Mädchen, meine Braut!“ u. s. s. Wieder in's Schloß lehrend schlägt er den offenherzigen Schläfer „in's Nichts zurück“; denn: „im Traum eringt man solche Dinge nicht!“ Jungfrau und Vorbeerkang gnünt er keinem so gern und ganz als seinem Lieblinge; aber darauf kommt es an: ob der Prinz nun auch im wachen Leben stark und klar, als Mann und als Held, die Beiden werde zu erringen vermögend sein. Diese ernste Prüfung will der Kurfürst nun gleich mit nächster Schlacht beginnen. Dem Hohenzollern und seinesgleichen stellt er sein ganzes nützlicheles Benehmen nur als einen „Scherz“ dar, davon der Prinz nichts erfahren soll. Für sich selbst aber hat er damit die Erfahrung gewonnen: nicht der Somnambulismus mache ihm seinen Helden zum Franken, sondern die gefährliche Vermengung der Ruhmesbegierde mit der Liebesleidenschaft könne den Liebling eben so gut erst wachhaft zum Helden erheben als aber auch das Heldenhum, zu dem er geboren dünkt, ihm stören oder vereiteln. Der Somnambulismus ist nicht Ursache der Homburgischen Selbshamkeiten, Schwächen und Fehler, sondern nur mit einer Folge seines charakteristischen Temperamentes als eines liebenden Schwärmer, der Hoffnungstreudig die ersten Frühlingsblümchen seines Heldenrühmes sich zum schönen Lebenstranze windet. Darf er lieben, dieser Schwärmer? Wird der Liebende seinen Kranz zu Ende winden können? Diese Fragen hat nun das ganze Lustspiel als eine echte Liebeskomödie zu beantworten, und die Fäden der dazu angelponnenen Intrigue meint der besorgte Kurfürst allein in seiner Hand zu haben. Wir werden sehen, ob er selber ganz ohne einen Schelmenstreich davon kommen wird, den ihm leicht der Geist der Komödie, beleidigt durch seine Einbildung, spielen könnte. Wir werden sehen, ob der Ernst, den er als Scherz darstellt, ihm nicht zuletzt ein gar so ernstes Gesicht machen möchte, daß der Ernsthafte selber dadurch zum Objekte des Scherzes, zum Opfer der Komödie würde.

Die beiden folgenden Scenen dieses ersten Aktes, jede in ihrer Art wiederum ein vorzügliches poetisches Ganze, haben nur die Aufgabe, die Gefährlichkeit der Liebesleidenschaft für den Prinzen in ein noch helleres Licht zu setzen, wodurch zugleich auf seine stolze Schlussaporophe an das Glück ein seltsames, mit dem Lustspielcharakter dieser Scenen eigenthümlich zusammenstimmendes Zwielicht fällt. Zu-

nächst weckt Hohenzollern den Freund und ergötzt sich in seiner gutmütigen, etwas beschränkten Manier an dessen verworrenen und verlegenem Rückeninnerung des im Schlaf Erlebten. Diese aber steigert sich zuletzt zu so enthusiastischem Jubel über Rataliens glückverheißende Erscheinung, daß Hohenzollern jetzt auch, wie dem Kurfürsten, eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufgeht: „Ich glaube gar, der Thor — —“ doch Homburg unterbricht ihn — und der eigentliche Effekt dieser spätgeborenen Schauspieligkeit Hohenzollerns kommt erst am Schlusse des Drama's wieder zu komischer Geltung. Das wichtigste Ding in dieser Scene ist der Handschuh, den Homburg nur im Traume von Rataliens Fingern gestreift zu haben wähnte und nun wirklich in seiner Hand findet. Der Rest des Gespräches dreht sich in scherhafter Form um dies verwirrliche Stück des Traumbildes. Homburg freilich ist gar nicht scherhaft zu Muthe, und sehr bezeichnend kennt er in diesem Augenblicke keinen höheren Schwur, um Hohenzollerns nedischen Vermuthungen zu begegnen als den: „Bei meiner Liebe“. Nebst sein peinlichstes Bedenken, ob auch „der Kurfürst nichts wisse“, hilft ihm der Freund mit leichter Versicherung hinweg. Der Prinz fürchtet ganz richtig nichts mehr als des Fürsten Kenntniß von seinem Zustande, der ihn seine Pflicht versäumen läßt; und so legt er sich nun beruhigt auf's Lager, um in der Frühe des anderen Morgens den Plan der Schlacht zu erfahren, auf die er seine höchste Heldenhoffnung setzt. — Die prächtige Parolescene braucht nur gelesen zu werden: sie spricht für sich selber. Homburgs Verstreutheit während der militärischen Handlung, verursacht durch die Anwesenheit der Damen und durch den unglücklichen Handschuh in seinem Collet, entgeht dem stets beobachtenden Kurfürsten nicht. Auch Feldmarschall Dörfling wird ohne die Ursache zu kennen bedenkllich und meint guten Grund zu dem Wunsche zu haben, noch vor dem Beginne des Treffens Rottwihl den Schlachtplan wiederholen zu können, dem der wunderliche junge General so wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser begeistert sich nur ein einziges Mal scheinbar für das Kunstwerk Brandenburgischer Strategie; als er mit hellem Jubel merkt, daß es wirklich der Prinzessin Handschuh, der in seiner Hand geblieben, daß also auch wirklich die Prinzessin ihm den Kraan gereicht, als er ihr nun dafür den Handschuh wiederreichen kann, und als er darauf des Marshalls Wort triumphierend bedeutungsvoll wiederholt: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen!“ Nach Beendigung der Parole wendet sich der Kurfürst zum ersten Male direct an Homburg, und mit der ganzen Liebenswürdigkeit seines Charakters verbindet er nachdrücklich strengen Ernst und beinahe scherzende Freundschaft, als er ihm mit Beziehung Ruhe empfiehlt für die nahe Schlacht. Aber Homburg achtet auch darauf wenig: wie ein Entrückter steht er da, und allein gelassen schüttet er im Schlussmonologe seine hochwogenden Empfindungen gesammelt in ein begeistert brünstiges Gebet an des Schäfts Göttin, daß beinahe schon den Ausdruck des Trohes trägt. So siegesgewiß, so stolz bewußt im Wonnegefühle seines Liebesglücks stürzt der junge Held den ganzen Segen seines Schlach'ten glückes vorgreifend „sich zu Füßen und wär' es auch siebenach mit Eisenketten am schwed'schen Siegeswagen festgebunden!“

Der zweite Akt beginnt auf dem Schlachtfelde selbst mit jener theatralisch ebenso wirkamen wie dramatisch wichtigen Scene, welche Homburgs vorzeitiges Eintreten in das Treffen zur Verfolgung des fliehenden Feindes gegen den fürstlichen Befehl beschließt. Jede Kleinigkeit ist hier von Bedeutung für das Verständniß des Ganzen. Rottwihl hat den Marschall nicht getroffen; daß er ihn vergeblich suchen müssen und Zeit verloren, wo Zeit am kostbarsten, das warnt den alten Krieger und macht ihn verstimmt gegen „die Excellenz“. Um so herzlicher erfreut er sich am Prinzen „seinem Führer“, mit dessen jugendlich schwärmerischem Naturell er sich innerlich verwandt fühlt in seinen bei aller soldatischen Dernheit doch so zartfinnigen und überall noch so jugendfrischen Empfindungen. Vom Prinzen erfahren wir ein scheinbar Nebensächliches: er ist mit dem Pferde gestürzt, doch die Sorge, daß es schwerere Folgen gehabt, wird durch seine eigene muntere Erscheinung fogleich auf's

Freundlichste widerlegt. Daß er aber vor Beginn des Treffens in eines Dörsteins abgelegener Kapelle zu stillem Gebete niedergeniet und sich deshalb ein wenig verspätet, dieser fromme Zug gefällt dem braven Kottwitz wiederum äußerst wohl. „Das Werk, glaubt mir, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen!“ ruft er aus; und wieviel schöner, ernster, heiliger kündt dieses stille Gebet als jenes vorherige jubelnd stolze an das Schicksal. Auch Homburg faßt sein hohes Ziel mit allem Ernstle aus, der dem danach strebenden geziemt; und weil er von diesem Tage ahnungsvoll die Erfüllung jedes seiner Wünsche erhofft, so hat er zuvor mit beruhigter Seele vor Gott sich hingeworfen, daß er seinen Segen dazu gebe, ohne welchen er selber sich machtlos fühlt mit all' seinen Wünschen und all' seinem Stolze. Er ist beruhigt, und in dieser gesammelten Stimmung bespricht er Hohenzollern heimlich um den gestern unbeachteten Schlachtplan. Er kennt dessen Wichtigkeit, er will nichts thun was nicht geboten wäre, er will genau nach den Vorschriften seines Hütschen sich richten. Aber — während Hohenzollern das Diktat wiederholt, reicht den Prinzen die Träumerei schon wieder ganz in jene Situation bei der Parole hinein, in welcher ihm der wunderliche Vorfall mit dem Handschuh das Wichtigste gewesen war. Die Liebe spielt dem Helden sofort ihren Streich; aber mittan darin fällt auch wiederum für den Helden der Weitrus durch den ersten Kanonenbeschuß der beginnenden Schlacht. Es bleibt keine Zeit zum Erwählen mehr: das Schicksal pocht an die Pforte und tritt mit bestätigtem Schritte ein. In jäher Eile, während die Schlacht sich mächtig entwidelt, orientirt sich der Prinz mit Feldherrenblick über den Stand der Dinge, der ihm unter seinen Träumen verborgen geblieben. Nun weiß er Bescheid, um was es sich handelt; und als die Reihen der Feinde wanken — fliehen, und Siegesgeschrei aus der Ferne schallt, und Siegesgeschrei um ihn her ausschaut: da weiß er auch klar, was allein er zu thun hat, ob er gleich den Befehl nicht kennt. „Auf, Kottwitz, folgt mir!“ ruft er: „Auf, laß Hansare blasen, folge mir!“ Er denkt nicht mehr an Heldentum und Liebe in diesem Augenblick: er denkt nur daran, was jetzt dem Führer seiner Scharen als Brandenburgisches Krieger obliegt, um die Schlacht zu glorreichem Ende zu bringen. Rasch eingreifen, stürmisch verfolgen, gänzlich schlagen und vernichten: das ist die Parole, die er Kottwizens redlicher Mahnung an die „Ordre“ begeistert entgegenhält. Er trifft die verwundbarste Stelle in des Alten rasch und warm empfindender Seele, wenn er ihn heftig fragt: „Ordre? Gi Kottwitz, reitest Du so langsam? Hast Du sie noch vom Herzen nicht empfangen?“ Nun kennt auch der graue Krieger sein Schwanken und Bedenken mehr: Das muß er seinem jungen General doch zeigen, daß auch er zu fühlen weiß, was einzig zu thun sei, wenn die Feinde fliehen, und man noch müfig im Winkel steht. „Marsch, Marsch, ihr Herren! Trompeter, die Hansare! Zum Kampf! Zum Kampf! Der Kottwitz ist dabei!“ Die untergebenen Offiziere versuchen den übereilten Ausbruch noch zu hindern; und dabei ereignet sich ein bedeutamer Vorfall. Homburg erinnert einen gleich ihm Allzweifligen, welcher dem unbekannten Führer den Degen abzunehmen auffordert, in heißester Entrüstung an die „zehn märkischen Gebote“, an das unbedingte Muß, wenn der Führer befiehlt; denn: „Ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!“ Den Fehler, den er soeben selbst begeht, den wirst er dem Anderen als schwerstes Vergehen vor; aber, wogegen er fehlt, das sind nur geschriebene Artikel; wogegen Jener fehlt und er nicht fehlen kann: daß ist die Parole des Kriegerherzens, als welcher sie jubelnd nun Alle folgen, geführt von dem stürmischen jungen Helden, der seines Rechtes sicher die gute Sache fröhlich „auf seine Kappe nimmt!“ —

Die folgende Scene, deren poetische Glanzpunkte die beiden Erzählungen vom Tode und von der Errettung des Kurfürsten sind, ist auch als Ganzes ein dramatischer Glanzpunkt, indem darin Homburgs Ruhmeslust und Liebesleidenschaft in ihrer edelsten Form und zwar zugleich in ihrer harmonischsten Verbindung erscheinen. Es ist wie eine prophetische Garantie dafür, was der Kurfürst erst noch als Mög-

lichkeit zu prüfen gewillt war. Man wähnt den Fürsten gefallen, und mit ihm sank auch für Natalien, die Geliebte, „die lezte Stütze nieder, die ihres Glückes Rebe aufrecht hielt“. Die Verlassene sehnt sich nach einem starken Arme, der sich ihr biete, sie durch die traurige Zukunft schützend hindurch zu leiten. Da lehrt Homburg aus der Schlacht zurück: nicht mehr nur der schwärmerische, glühende Liebhaber in der Mondschneinnacht, aber auch nicht mehr nur der überschnelle fröhliche Krieger in der Feldschlacht. Seine vorzeitig begonnene Verfolgung hatte ihren Charakter sofort verändert, als er den Kurfürsten fallen gesehen. Nun galt sein ganzer übermenschlicher Sturmlauf auf das weichende Heindesheer nur noch der Rache an den Mörfern seines fürtlichen Herrn, seines geistigen Vaters. Um ihn zu rächen, darum, und nicht um eigenen Ruhm, hat er noch dem Todten den Sieg ersuchten. So veredelt, so von aller etwaigen Fehle gereinigt hat er das Siegesfeld verlassen, um die verwaiste Geliebte zu finden, die er nun erst wahrhaft gewonnen hat, weil er nun ihr zum ersten Male wirklich fehlte. Er schlingt seinen Arm um ihren Leib und gesteht ihr leise und zart in der Stunde der Trauer, wie anders seine warme treue Liebe als in jener berausenden Stunde des Traumes. Und sieht: wie damals Siegesgöttin und Geliebte ihm seltsam in Eins verschmolzen schienen, so hat er jetzt mit Einem Male des Sieges und der Liebe Glück wirklich errungen. Doch nicht nur der Liebende, nicht nur der Bräutigam steht der glücklichen Trauernden zur Seite: er will ihr jetzt den Vater auch erzeigen, den sie im geliebten Fürsten verloren. Wieviel höheren Werth hat nun seine Liebe, so viel höheren, wie auch sein Heldenthum! Er liebt nicht nur für sich, nicht nur für sich begeht er den Kranz des Ruhmes: er liebt um zu sorgen, zu helfen, zu erhalten; er will kämpfen um zu retten, zu schützen, zu vollbringen, was der Gestorbene gewünscht, gewollt, gewagt. Liebe und Heldenthum gelten mehr als der Person, sie gelten einem Höheren: einem anderen Menschenglücke und dem Schicksale eines ganzen Volkes. Ja, und er fühlt sich berufen zu dieser „Vollstreckung des lebten Willens“ seines Fürsten, er, der ihn am klarsten verstanden, am innigsten geliebt, dem mit dem Herrlichen sein Ideal des Menschen und des Helden in den Staub gesunken. Wie tief seine Verehrung vor diesem Ideale, das leuchtet nun gleich am hellsten auf, als die hochbeglückende Nachricht kommt: es lebe ja noch, es sei noch wirklich, es brauche Seiner Thaten nicht, Dank jener einen Liebesthat des edlen Froben. Wie innig verwandt fühlt er sich dem treuen Diener: „Wenn er zehn Leben hätte, könnte‘ er sie besser brauchen nicht als so:“ im Sterben für den Fürsten. Und dieses Woos dünkt ihm das herrlichste in demselben Augenblicke, da er sich Sieger weiß in Schlacht und in Liebe. So hoch steht ihm, dem Helden und dem Liebenden, der Fürst und der Vater, der ihm nun auch zurückgegeben ist zusammen dem Lorbeerkränze des Ruhmes und der Hand der Geliebten. Bedeutsam, wenn auch hier fast wie eine Randglosse nur, Klingt in diese erhobene Stimmung die Notiz: der schwedische Gesandte sei eingetroffen, der Kurfürst nach Berlin gegangen, Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes seien eingeleitet. Ihnen allen wird damit nur die befriedigende Vorstellung des eklämpfischen Friedens gegeben, und in diesem Glüce verweigert die Fürstin dem Sieger in der Schlacht auch keine Bitte: er darf ihr auf der Fahrt nun ernstlich seinen Herzengewunsch bekennen. So folgt er den Frauen, der Sieg- und Friedensbringer, dem seine Ideale nicht gesunken, dem sie im schönsten Glanze jetzt erscheinen, der hoffnungsvoll Liebende, der reichbeglückte Mann, der da jubelnd aus dem dankbarsten Gefühle seiner Seele ausrufen kann: „O Cäsar Divus, die Leiter sej‘ ich an an deinen Stern!“ — Wir kommen nun zu der höchst wichtigen Schlusscene des zweiten Aktes, in welcher der Kurfürst über denselben glücklichen Sieger in der Schlacht das entseeliglich harte Urtheil des Todes für ein verhältnismäßig leichtes Vergehen gegen die militärische Subordination ausspricht. Dies ist so wunderlich, so ganz und gar gegen den Charakter des edlen Fürsten, daß es unglaublich dünkt, es könnte der ernste Ausdruck seiner eigensten Überzeugung sein. Hat er es nicht längst noch so leicht genommen mit den durch den Prinzen Cesar verscherzten Sie-

gen? Hat er nicht mit so intimer Theilnahme sich um die wahre Ursache der unheiligen Schwächen und Fehler Homburgs bekümmert? Hat er damit nicht gezeigt, wie vielen Werth er lege auf die Eigenthümlichkeit der Menschennatur, auf die Rechte ihrer bestimmenden Empfindungen, und wie er sich so gar nicht begnüge, mit dem kalt abstracten militärischen Gesetze? Will er sich nicht bald darauf in demselben Momente, wo er das härteste Urtheil an einem ungehorsamen Jünglinge vollziehen soll, einem ergauten Krieger gegenüber, der ihm seine Regimenter zur Rebellion verführt, so mild und klug „auf märkische Weise lassen“, d. h. ihn still an seinen Platz zurückbesiedeln — um nicht „die Stadt aus ihrem Schlaf zu wecken“. Kann dieser Fürst in allem Ernst am Tage seines schönsten Sieges, durch den unbefohlenen Eifer höchster Treue selbst vom Tode gerettet, dem Jünglinge, dessen Schritte er bis hierher väterlich liebwohl gelenkt und bewacht, als er nun am ersten Ziele seiner rühmlichen Laufbahn steht, als er ihm den ersten Sieg ersuchten, mit Einem jähren Streiche das ganze schöne, sonnige Leben rauben wollen: damit nur „dem Gesetz gehorcht werde“? Soll dies die würdige Einleitung zu dem Tebeum sein, das er Gott darbringen will für das glänzende Glück dieses Tages? Hier muß eine besondere Absicht walten, ein hintergedanke verborgen sein, den wir in jenem Verschummen des Fürsten in der ersten Scene zu suchen haben werden. Er will eben sehen, wie weit er's treibt; und er hat diese Prüfung beginnen wollen mit der verhängnißvollen Stunde der Schlacht. Da hat er erfahren, daß gerade Homburgs Schaar vorzeitig eingegreift und dadurch den Sieg entschieden habe. Hierin erkennt er sofort Homburgs Art; ja, in Rücksicht auf diese konnte er nach dem vorher Beobachteten kaum etwas Anderes erwarten: und so bietet es ihm denn auch wirklich zugleich den allergünstigsten Anknüpfungspunkt für seine beabsichtigte Probe. Wie wird sich Homburg als der Liebende und als der Held zu lassen wissen, wenn er ihm gegenüber das bestehende Gesetz mit aller Strenge aufrecht halten zu wollen sich den Anschein gäbe? In dieser Lage allerdings kann der Geprüfte aus das Evidenste befreien, inwiefern sein Charakter die gefährliche Vermischung jener beiden Eigenschaften werde entkräften können, inwiefern also der Kurfürst berechtigt sei, den gewünschten Liebesbund unbesorgt um des jungen Helden glückliche und ruhmvolle Zukunft segnen zu mögen. Aber doch wird ihm diese Prüfung seines Lieblings herzlich schwer. Er muß aufgeathmet haben, als er erfuhr, daß Homburg möglicher Weise gar nicht im Treffen gewesen, weil vor dem Beginne sein Pfeud gestürzt und er dabei verwundet worden. Er weiß dies schon, ehe er sich nochmals genauer daran erklündigt; denn auf die wichtige Bestätigung hat er jetzt nur noch ein kurzes „Gleichviel“. Als er nach Verklündigung des Urtheils gegen den vorschnellen Führer der Reiterei die Frage stellt: „Der Prinz von Homburg hat sie nicht geführt?“ da will er damit weder sagen: ich hoffe doch nicht — noch auch: ich weiß es recht gut. — Vielmehr ist dies wirklich eine ganz natürliche Zweifelfrage, hervorgerufen durch eben jene erste ungewisse Nachricht des Pferdesturzes. Er hat aber, seiner eben so natürlichen Ahnung des rechten Sachverhaltes entsprechend, seinen prüfenden Spruch bereits vor der heimlich erwünschten Bestätigung dessen, was seine Ahnung widerlegen sollte, unrücknehmbar ausgesprochen. Ist es nun dennoch Homburg gewesen, der gegen das Gesetz gefehlt, so hat sich der Kurfürst auch selber schon unlöslich in die von ihm angesponnene Intrigue verwoben. Er kann nicht mehr zurück: und bei seinem Charakter mußte er einen solchen Mangel zur Intrigue durchaus für nöthig finden; denn bei Allem, was er nun gegen Homburg unternimmt, ist ja doch sein Herz, wie er später selbst bekannt, in der Mitte dieser gewesen, die für das Mitrecht der Empfindung gegen das Alleinrecht des Gesetzes, also für Homburgs Unschuld, mutig einzutreten gewogt. Aber die Prüfung wird ihm so wenig wie dem Prinzen erspart. Er hat den Spruch kaum wiederholt, so tritt der glückstrahlende General mit seinen tapferen Offizieren vor seines Fürsten Angesicht und legt ihm seine reichen Siegestrophäen mit freudigem Stolze zu Füßen nieder. Es ist der Nächter seines Todes, es ist der Sieger seiner Schlacht, es ist der

Jünger seines Ruhmes, es ist der Amteter seines Wesens, es ist der Sohn seines Herzens, der vor ihm steht, der jetzt zum ersten Male ihn wieder sieht als einen vom Tode Erstandenen, der die glänzenden Zeichen seiner fühnen That dem lebendig ihm wiedergegebenen geliebten Fürsten bringt, errungen im Wahne, sie nur auf das Grab des Theuren als der Vollstrecke seines letzten Willens niederlegen zu sollen. Und was gibt ihm der Fürst, der Vater zum Lohn? Das Grab. Sowar spricht er dies ihm gegenüber bei aller Härte doch noch nicht aus. Immerhin aber empfängt doch Homburg keinen Gruss aus seinem Munde als den Befehl zur Gefangennahme. Dann wendet der Kurfürst sich in auffallendster Weise mit trockenen, gleichgültigen Worten, ja mit Scherzen, denselben Trophäen zu, deren Ueberbringer er als einen Gefangenen unbeachtet stehen lässt. Das ist eine künstliche Erzwungenheit, das ist die erstaunlichste Unnatürlichkeit selber, wie er sie niemals an sich selbst ertragen könnte, wenn er wirklich die ganze Strenge des Gesetzes mit vollem Ernst aus eigener Ueberzeugung wollte walten lassen. Das ist denn dem braven Scottwitz „zu stark“, und daß kann nun gar der Prinz von seinem Fürsten nur als einen tollen „Traum“ begreifen. Als er dann erfährt, daß seine Gefangenschaft ihn für sein ungebotenes Weichen vom Platze strafen soll, greift er in schmerzlich vorbrechender Bitterkeit dem Borte gleich voraus und spricht mit acht homburgischer Uebertriebung sofort vom Heile des Henkers. Mit heftigen Bornesworten überhäuft er den Mann, der ihn der Gerechteite gebäucht, als er ihn an „Edelmuth und Liebe“ gewöhnt, der ihn der Ungerechteite dünnen muß, als er ihm mit den märkischen Kriegsartikeln „wie die Antike starr entgegentritt“. Es ist dies eine sehr natürliche, aber durchaus nicht befonnene Rede: die steht ihm überhaupt nie zu Gebote, wenn er dem ersten Drange seiner Empfindung folgt. Wir haben stets gefunden und werden es ferner finden, daß er zunächst nur instinctiv seinem Gefühl nachzugeben gezwungen ist, hinterdein aber zur Befinnung kommt, um zu bereuen und zu berichtigten oder zu durchschauen und zu entscheiden. Er verträumte die Parole und orientierte sich auf dem Schlachtfelde mit rascher Besonnenheit über den ganzen Plan; er stützte sich, ein vor schneller Sieger, in die Schlacht, und er ging daraus hervor als der bewußte Bossender des ganzen Krieges. So tobt er nun in plötzlicher Erbitterung gegen den ganz unerwartet hartherzigen Einstoss des „Brutus spielenden“ Fürsten; aber er wird sich sammeln und dann einen hellen Blick in die eigentliche Ursache dieses seltsamen Spieles zu werfen meinen, um nun erst völlig an dem, was sein Ideal war, zu verzweifeln. Aus seinen letzten Worten in der vorliegenden Scene spricht noch nicht dies Verzweifeln einer klaren Einsicht, sondern nur erst die momentane tiefe Verletztheit durch das unbegreiflich fremde Benehmen des verehrtesten Mannes. Er kann nur glauben, sein seltsames Spiel wolle der Fürst mit ihm treiben: und dazu ist er sich selbst zu gut, und darum thut er ihm Leid, und darum muß er ihn bedauern. Aber noch ist es ihm nur eine rasch vergehende Laune, ein allzu verfehlter, kurzlebiger Einstoss, über den er nicht weiter nachdenkt, den er nur empfindet als verlebende Unfreundlichkeit; und dieser Empfindung macht er Lust in den erbitterten Worten, mit denen er nach Abgabe seines Regens sich entheert. Er nimmt die helle Hoffnung mit, daß er, wie seine Freunde ihm versichern, „schon morgen wieder los“ sein werde. Ein Schatten ist wohl auf das Bild seines Ideals gefallen: aber noch steht es. Die Bitterkeit wird verfliegen wie die Laune, und alles wird hell und freudig werden. Man nimmt wohl eine schlimme Stunde mit in Kauf Angesichts eines ganzen Lebens voller Glück.

Der dritte Akt führt in zwei Scenen Homburg zu jener mahlosen Verzweiflung an allem Wahnen, Schönen und Edlen, die ihren Grund in einem unglücklichen Irrthume hat, und deren Folgen für alle Beteiligten die bedeutendsten, den weiteren Gang der Handlung endgültig bestimmenden sind. Er ist wieder besonnen geworden, wie er es so rasch zu werden pflegt, wenn ihn seine natürliche Empfindung allzuweit fortgerissen hatte. Er denkt nicht mehr an einen launenhaften Einstoss seines Fürsten, dem er zum Spielball dienen sollte. Gerade der weitgehende Eiser, mit dem

das Gericht die Untersuchung betreibt, zeigt ihm ja, daß es dem Einseher des Gerichts wirklich Ernst mit der Beabsichtigung dieses Urtheils gewesen; aber auch nur des Urtheils. Denn sobald Homburg seinen ernsten Fürsten wiedergefunden, gewann er auch seinen lieben den Vater zurück. Jetzt versteht er ihn wieder so klar, wie er ihn immer verstanden; und auf diesem „seinem Gefühle vom ihm“ beruht sein ganzes sicheres Vertrauen. Der Kurfürst mußte seinen Fehler durch das Gericht untersuchen und nach dem Geschehe für straffällig erkennen lassen: damit hat er „gethan, was Pflicht erheischt“. Aber indem er der Pflicht bis auf's Neuerste nachkam, war er nur gewillt seinem Lieblinge die innige Neigung seines Herzens nach schon so vielen andern Proben noch in einer allerglänzendsten zu zeigen. Zugleich ist dies ja auch der schönste Lohn für den ersopteten Sieg, so daß es darauf eines weiteren „Gnaden schmudes“ nicht einmal bedarf. „Er sammelt diese Nacht von Wollen nur um mein Haupt, um wie die Sonne mir durch ihren Dunstkreis strahlend aufzugehn: und diese Lust, fürtwahr, kann ich ihm gönnen!“ Wenn Homburg so im Gefängnisse zum theilnehmenden Hohenzollern spricht, wie ganz anders klingt das doch als seine Abschiedsrede an den Fürsten bei der Gefangen nahme. Seiner Liebe vollstes Maß ihm beweisen will der herliche Mann, sein völlig nun ihm wieder erstandenes Ideal der Manneskraft und des Edelmuthes, der Gerechtigkeit und der Milde. Er will den schärfsten Urtheilspruch seines Kriegsgerichts nur aussprechen lassen, um dann mit einem vernichtenden und errettenden Worte zu erklären: „Ich schenke Dir das Leben wieder!“ Ich schenke es Dir, weil ich Dich liebe und in meiner Liebe Dich und Deine That so gut verstehe wie Du auch mich und meine That verstanden hast. — Hohenzollern kann dies Vertrauen weder fassen noch theilen. Er hat es ja soeben erst erfahren, daß der Kurfürst das vom Gerichte bereits ausgesprochene Todesurtheil nicht etwa lassirt, sondern sich zur Unterschrift hat kommen lassen, womit selbst für die Hoffnungsvollsten die lezte Ausicht auf Begnadigung gleichwunden ist. Bei dieser Nachricht muß auch der Hoffnungsvollste, muß Homburg selbst, und gerade er, der leicht Erregte, von plötzlicher Empfindung bestimmt, in jähnen Schrecken und witzen Zweifel gerathen. Er blickt verflixt umher und findet in der ganzen Weite seines Begreifens keinen einzigen triftigen Grund zu solcher Handlung. Ober: sollte sein Fürst in der That und allen Ernstes den Brutus spielen wollen, nicht aus Laune, wie er zweifl gewöhnt, sondern in starem, großartigem Gerechtigkeitsgefühle, dem kein Mitleid, keine Liebe sich vermischen durfte? „Er könnte — nein — so ungewöhnliche Entschlüsse in seinem Busen wälzen?“ Eine schreckliche Größe wäre es, aber — ob er gleich niemals sie ihm zuguttrauen gelernt hat — es wäre doch immer eine Größe noch: und alle Größe traute er ihm von je so gerne zu. Dieser seiner Größe das Leben zu opfern, hat er sich stets bereit gefühlt; dieser seiner Größe, auch in ihrer schrecklichsten Gestalt, würde er zuletzt sogar all' seine Hoffnung auf das Leben opfern können. Aber er soll selbst den traurigen Glauben an diese schreckliche Größe verlieren: ihm soll ein ganz anderer, ein weit schrecklicherer Glaube blühartig in die Seele leuchten und in ihr der Bekennenheit letzten Rest auslösfern lassen zu wilder Verzweiflung.

(Schluß folgt.)

Kritische Rundblicke.

Karl Rosenkranz.

Die Würdigkeit des Professors Karl Rosenkranz in Königsbergtheilt sich in zwei Hälften, welche, sehr voneinander verschieden, selten genug zu einem harmonischen Ganzen sich vereinigen. Die Würdigkeit dieses fröhlichen und einbringlichen der Apostel Hegels theilt sich in Ehrenwürdigkeit und in Liebenswürdigkeit.

Ich lege das zuletzt von ihm erschienene Buch, den ersten Theil seiner noch unvollendeten Autobiographie „Von Magdeburg bis Königsberg“ (Berlin, Heimann) aus der Hand, und die noch ungesichtete Betrachtung, die unmittelbar nach der Lectüre eines inhaltsreichen Buches den Geist des Lesers wie eine Wolke einhüllt, unter der sich das Empfangene erst allmälig zu bleibenden Eindrücken ausgestaltet, läßt zunächst zwei Wahrnehmungen hervortreten. Zuerst, daß der bis zum Überdruß wiedererzählte Ausspruch Hegels über Rosenkranz, er wäre der Einzige, der ihn verstanden, und habe ihn mißverstanden, heutzutage nicht die geringste Bedeutung mehr für die Werthdämpfung des Jüngers hat, der, obgleich in seiner Lehrthätigkeit Philosoph, auf literarischem Gebiete nicht durch Dasseljenige fortleben wird, was sich an Hegel anschließt. Sodann aber, daß an diesem Professor, der mit einer Weisheit und einem Kenntnißreichtum, wie sie selbst unter den deutschen Gelehrten nur wenige besitzen, eine Darstellungsgabe, eine Verständlichkeit und Leichtigkeit des Stils verbindet, wie sie unter den deutschen Gelehrten keiner besitzt, trotzdem nicht ein Dichter verloren ging, nicht ein Schriftsteller in irgend einem künstlerischen Sinne dieser Bezeichnung, auch kein Historiker, sondern geradezu nur daß, was man ein wenig geringhält, obgleich man es nicht entbehren möchte, was erst ein künftiges Zeitalter nach culturgeschichtlichem Werthe schätzen wird: ein Plauderer, ein Philosoph für die Welt, kurz ein Feuilletonist.

Dah Rosenkranz unter keinen Umständen ein Dichter, ein Künstler geworden wäre, dafür gibt auch das vorliegende Buch Zeugniß. Es enthält unter Mittheilungen von brennendstem Interesse für Leben, der an der literarischen Geschichte des laufenden Jahrhunderts Anteil nimmt, wahre Lüneburger Haiden. Die Versuchung, den Leser über solche Steppen zu führen, ist bei einem Rückblick auf das eigene Leben allerdings groß. Denn dem subjektiven Interesse bleibt es unabweglich, wie es mitunter auch objectiv Langerweile sein könnte. Allein dem künstlerischen Instinkt erschließt sich diese Unterscheidung intuitiv. Freilich lernt sie auch der Feuilletonist kennen, aber nur durch Übung, nur wenn er nicht in Kathederalstädten, sondern in Weltstädten lebt, nur wenn er seine Geschicklichkeit nicht verschämt, sondern mit Absicht auf dem öffentlichen Markt zur Geltung bringt. Karl Rosenkranz hat niemals in Weltstädten gelebt und gewirkt; er amüsiert verstoßen, als ob es verboten wäre, hinter dem Rücken der ernsten, strengen, orthodoxen Hegeli.

Das Wunder dabei ist, daß er weder Humor noch Sprit besitzt, sondern einzig und allein die Gabe, die, um literarische Wirkungen zu erzielen, gerade so schwierig und gerade so unerlässlich ist, wie um die Würde des sittlichen Handelns zu behaupten, die Gabe: die Wahrheit zu sagen. Im Leben ist dies eine Pflicht, in der Literatur ist es eine Kunst.

Die unwiderrücklich sich aufbringende Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen, in phantasieloser farbenreicher Darstellung, ist es, was den ehrenwürdigen Rosenkranz liebenswürdig macht. Wer seine eigene Person schriftlich in Scene setzt, der wird, ohne eine specielle Begabung dazu, in der ehrlichsten Absicht zum Lügner. Wie es real ganz unmöglich, ja ist es intellectuell selten erreichbar: sich selbst in's Gesicht zu sehen. Nichts ist schwerer als was jeder Bachisch für das Reichtüme hält: ein Tagebuch zu schreiben, wenn es

nicht eben ein Buch desjenigen sein soll, was nicht zu Tage kam.

Erliebt mit Wahrheit zu erzählen, ist keineswegs identisch mit realistischer Darstellung überhaupt. Man kann sehr geschickt in der Nachbildung der Wirklichkeit und dennoch nicht fähig sein, eine rechte und gerechte Autobiographie zu schreiben. Durch den Untheil, dem wir mit Freub' und Leid, mit Wünschen und Bestrebungen an den Dingen genommen haben, verzerrt oder überfärbt wir unwillkürlich ihre Wirklichkeit. Die Franzosen verlangen von jedem, dessen Thätigkeit mit irgend einem Zweig des öffentlichen Lebens zusammenhängt, daß er seine Memoiren schreibe. Die Gewohnheit, den Werth des Effectes über den der Wahrheit zu stellen, hat sie im Unklaren darüber gelassen, daß die Wahrheit mittels eines Buches zu sagen nicht einfach eine ethische Pflichterfüllung ist, die man von jedermann fordern muß, sondern eine Fähigkeit, eine Kunst ist, deren Mangel einem als Schuld angerechnet werden darf. Tumas als spürte etwas von der Seltenheit literarischer Wahrhaftigkeit, als er in einer seiner Vorreden gleichsam schriftlich tief: „Le public adore la vérité.“

Bejahe Rosenkranz in geringstem Grade diese literarische Wahrheitsliebe und Wahrheitsfunktion, er würde auf Kosten des inneren Wertthes seiner Mittheilungen ungleich mehr Effect erzielt, auf ein viel größeres Publicum Anziehungskraft geübt haben. Denn wie abgemeigt auch die Menge, die man das gebildete Publicum nennt, dem Studium einer speziellen Philosophie fein mag, jedes Zeitalter hat seinen eigenen philosophischen Geist, der es charakterisiert, der den Geschmack und selbst die entscheidenden Lebensorungen der Menge, ihr selbst zum größten Theile gänzlich unbewußt, beherrscht und bestimmt. Indem sich Karl Rosenkranz dem Geiste der Gegenwart im Charakter eines vergangenen Zeitalters darstellt, und zwar keineswegs in der Absicht durch die Verschiedenheit beider Epochen Wirkung hervorzubringen, sondern mit gänzlicher Ignoranz des gegenwärtig herrschenden Geistes, in der Selbstäusserung befangen, das Begrabene wäre noch immer ein lebendiges und nicht einmal ein lebendig Begrabenes, vielmehr ein lebendig Wirkendes; — gewinnt sein Werk an den bezüglichen Stellen den Anschein des Vorsündfluchlichen und muß auf das Publicum, das sich über die Ursache nicht Rechenschaft zu geben vermag, einen bestremenden zurückstoßenden Eindruck üben.

Zu den bezüglichen Stellen gehören alle

dienjenigen, welche den Preis Hegels singen wie vor dreißig und vierzig Jahren, so naiv als wäre seitdem nichts geschehen. Für Rosenkranz ist die „Phänomenologie des Geistes“ der Nachbar auf der einen Seite von Platons „Republik“, auf der andern von Kants „Kritik der reinen Vernunft“. Daß aber die Nachbeweise der Aethem sind, welcher den geistigen Organismus der Gegenwart hebt und bewegt, Platon, so weit er in Kant und Schopenhauer überging, Kant, insfern die hervorragendste und einzige fruchtbare Thätigkeit der modernen Philosophie die Rückkehr zu seinen Grundlehrn, ihre neue Untersuchung und Klärstellung ist, — Karl Rosenkranz weiß zu viel, um nicht auch dies zu wissen; er stellt sich aber an, als wisse er es nicht.

Im Jahre 1832 schrieb Rosenkranz*: „Hegels Philosophie ist der Schluß des letzten Cyclus philosophischer Bildung; die ihr vorhergehenden Philosophien sind in ihr selbst als Momente aufgehoben.“ Und vierzig Jahre später — mittlerweile haben sich die „aufgehobenen Momente“ mit sehr bedeutender Selbstständiger und substantieller Lebenskraft aus dem Hegel'schen Gewebe wieder losgelöst und dieses für tot liegen lassen — vierzig Jahre später steht Rosenkranz noch immer auf derselben Stelle.

Man ist gegenwärtig durch Darwin, besonders aber durch die philosophischen Consequenzen, welche aus diesem Häcksel zog, obwohl widerwillig, dennoch von der Ehrlichkeit des Forstlers zum Bekennniß getrieben worden, daß der nackte Materialismus nichts erkläre und zum Monismus gelangt. Dieser ist, sehr populär aufgebracht, die Erkenntniß, daß neber die Vernunft dem Stoffe, noch dieser jener untergeordnet sei, sondern beide Eins und dasselbe seien, ohne daß jedoch im Geringsten zu erkennen, was dieses Eins. Vernunft und Stoff sind die zwei tausenden Hände eines und desselben Organismus, des blinden Kosmos. Dazu kam nun Du Bois-Raymond, um auf Grundlage des Nachweises, daß es in den Bedingungen des Organischen selbst liegt, in daß Entstehen des Organischen niemals Einblick gewinnen zu können, Kants „wir wissen nicht“ durch daß noch trostlose „wir werden nicht wissen“ zu erweitern. Von den Consequenzen dieser Erkenntniß ist unser zeitgenössisches Leben beherrscht und durchdrungen. Nun ermesse man das Vorsündfluchliche des Rosenkranz'schen Hegelianismus, indem man

* Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems.

sich aus der Phänomenologie nur Folgendes abstrahire: Philosophie ist nach Hegel absolutes Wissen, d. h. ein Wissen an und für sich, ein Wissen ohne alle Voraussetzung, ein Wissen, welches nicht von positiven geschlechtlichen Wahrheiten ausgeht, sondern lediglich von der Vernunft selbst erzeugt wird. Die Vernunft muß, mit Bestätigung aller Vorstellungen, Vorurtheile und Überzeugungen, welche ihr anhängen, in sich selbst einkreisen und sich selbst erkennen; sie muß in sich selbst den Punkt finden, vom wo alles Wissen ausgeht und wohin es zurückkehrt. Sobald die Vernunft diesen festen Punkt gefunden hat, so vermag sie aus ihm ohne alle fremde Zuthat, lediglich durch ihren inneren Entwicklungstrieb, alle Begriffe, alles Sein, die Natur, den Menschen, das ganze All herzugehen zu lassen.

Und Rant sagt: wir wissen nicht! Und Du Bois Raymond sagt: wir werden nicht wissen!

Und dem umgekehrten Optimismus, der Alles erklärt, um den Preis, der eine Kleinigkeit ist, daß man die Welt auf die Vernunft, d. h. auf den Kopf stelle, steht sich der Pessimismus unseres Zeitalters so nüchtern entgegen und würde höhnisch lachen, wenn er sich nicht ernsthaft freute, in der ausgedehnten Gewalt, welche bestartige Dogmen übten, eine Bestätigung dafür zu finden, daß wir in der schlechtesten aller möglichen Welten leben.

Karl Rosenkranz hat am 23. April d. J. sein siebenzigstes Lebensjahr zurückgelegt. In diesem Alter ändert man nicht mehr die Prämissen der bereits vollendeten Entwicklung. Diese Wahrheit würde jedoch an und für sich keine Entschuldigung für eine dem Zeitalter widerstrebende Schriftstelleri abgeben, weil sich ja hinzufügen ließe, daß man dann, in hellem Alter mit seiner Unabänderlichkeit, keine Bücher mehr schreibt. Allein der schon erwähnten Kunst literarischer Wahrhaftigkeit ist es gegeben, das Unvorstellbare, Unzutreffbare, fehlende Weise, wie erwähnt, Langweilige des Buches ganz in den Hintergrund zu drängen.

Wir sind im Allgemeinen viel unterrichteter in der Geschichte schon lange verlaufen als unmittelbar vorhergegangener Epochen. Der jungen Generation, welche die Errungenheiten des Zeitalters wie ein Selbstverständliches hinnimmt, kann es die Freude am Dasein nur erhöhen, wenn sie sich in den Zuständen nächster Vergangenheit umsieht. Ein gut Theil der selben spiegelt sich in den wissenschaftlichen und literarischen Schilderungen von Rosenkranz lebreich

ab. Ich weise nur auf die Analyse und Erklärung der ungeheuren Wirkung hin, welche Raumers „Geschichte der Hohenstaufen“ bei ihrem Erscheinen erregte.

Die ältere Generation glaubt bei dieser Durchführung der einst vielgeliebten, nun halb vergessenen Celebritäten in ein photographisches Album zu blüten, in welchem sich die geistigen Porträts der guten alten Bekannten, zum Aufschreien lebenswohl, beizammen finden. Viel zu weit würde es führen, aller Einzelnen hier zu gedenken, die Rosenkranz wiederlebendig macht. Ich glaube, daß für unsre Zeit, welche über die echten und rechten Moralgesetze im geschlechtlichen Verkehr und über das Recht, denselben artistisch mit größter Freiheit auszuleben, völlig im Unklaren ist, die Erfahrungen, welche Rosenkranz mit Heinse's „Arbinghella“ machte, vom besonderen Werthe sein müssten. Psychologisch reizend ist dabei die Zusammenstellung mit Rovalias. „Heinse predigte Natur, Rovalis predigte Natur. Bei jenem aber wurde sie Fleisch in der schönen Göttin der Liebe, während sie bei diesem in einer mit zwat unbegreiflichen, ebendaswegen aber um so spannenderen Verklärung endigen sollt.“ Zwischen beiden Arten Natur schwankte der Jungling, später erst wurde ihm klar, welche umgekehrte Wollust in der religiösen Verzückung des Romantikers atmete.

Die Autobiographie endet vorläufig mit der Berufung von Rosenkranz auf den Lehrstuhl der Philosophie in Königsberg, den er seit vierzig Jahren einnimmt. Er hat an dieser Geburts- und Wirkungsstätte Immanuel Kants bekanntlich eine Gesamtausgabe der Werke des großen Philosophen verankert, die heute bereits völlig vergriffen ist. Neue Ausgaben werden nicht mehr von Rosenkranz bevorzugt. Hat man dagegen den spärlichen Abdruck von Hegels Werken, so hat man ein däheres Zeichen dafür, wo die philosophische Theilnahme des Zeitalters noch lebendig ist. Allein den Unterschied recht klar zu begreifen, kann man nicht genug von Rosenkranz lesen, was bei der außerordentlich liebenswürdigen Weise, in der es geboten wird, nur ein Vergnügen ist.

Hieronymus Form.

Alene Bücherschau.

Von Eugen Zabel liegt uns ein recht magres Gedächtnißbuch vor: „Nosturm o“ (Königsberg, A. Haussbrand). Wie es scheint,

hat der Verfasser in seiner heissen Schuscht nach Deutscher Schwärze es nicht einmal zur „Sammlung“ im allgewöhnlichsten Sinne des Wortes bringen können: Nur 17 Gedichte und 5 Epigramme enthält der Band, und da diese wenigen Gaben auch durch ihren Inhalt keineswegs zu einem multum werden, so macht ihre geringe Zahl nicht den Eindruck der Ausflese, sondern den der Armut. Die 5 Epigramme sind wegen ihres Mangels an Kern und Pointe nicht mitzurechnen. Bleiben also 17 Gedichte. Von diesen ist eins „an Karl Gutzkow“ (dem der Band gewidmet ist) von reinpersönlichem Belang — und ein anderes ist . . . „an die Kritik“ gerichtet. Bleiben 15. Unter diesen wieder sucht ich zunächst nach dem unvermeidlichen Aufschrei gegen Rom und sond' ihn auch richtig in einem Gedicht: „Anathema sit.“ Anfangszeile: „Seid verschlucht, ihr Menschheitsschänder“ . . . Bleiben 14. Diese aber sind zum größten Theil verschüchtert Schopenhauer und Hartmann, zwei Philosophen, die ich lieber in ihren Originalschriften, als in Sabels metrischer Überzeugung lese. Seine armfellige und überreiche Spende hätte gar keine Erwähnung verdient, wenn er nicht bereits hier und da als kritischer Säbelschwinger aufgetreten wäre, denn es in Folge dessen bei der bekannten Technik des deutschen Kritisches auch selbst an Göttern nicht fehlen wird.

Von Hieronymus Lotmar „Gedichten“ (Hamburg, J. F. Richter) ist soeben eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Von den neu hinzugefügten Stücken gefiel uns besonders die folgende Ballade, die an Justinus Kerner's fränkische Weise erinnert:

Zwei Wandrer.

Zwei Wandrer schritten durch den Wald,
Den Schlag auf Schlag bot Beil durchhält.

Was jeder wünscht schenkt voll,
Ihm aus dem Rang entgegenstoll.

Der Küstige sprach: „Deit liegt der Strand.
Man baut ein Schiff nach seinem Land.“

Der Müde sprach: „Man baut ein Haus,
Die Liebe schenkt's mit Blumen aus.“

Sie brachten durch das Baumgesicht
„Auß-Hab-“-“-A-ßen, P-Dein, P-Ma-“.

Man baut ein Schiff nach seinem Land,
Ein Haas, umklagt von Löser Hand.

Man jämmer, was der Wald verbarg,
Aus neuen Breitern einen Sarg.

Zur Kritik der Kritik.

Wilhelm Jensen hat in Nr. 27 der „Gegenwart“ einen äußerst heftigen Angriff gegen Eduard Grisebach und seine „Aphorismen über Heinrich Heine“ veröffentlicht, die zuerst in unserer Zeitschrift und sodann erweitert in Grisebach's Buch: „Die deutsche Literatur. 1770—1870“ (Wien, L. Moosner) erschienen sind.

Jensen berichtet, wie es ihm und Andern „schwer begreiflich“ gewesen sei, daß diese Aphorismen in den „Neuen Monatsheften“ überhaupt Aufnahme gefunden haben.

Man kann es wahrlich nicht Jedermann recht machen. Also nicht, um der Bewunderung Jenseins durch eine Auflärung ihren Willen zu thun — nein, nur bedenken wir in dieser Angelegenheit das Wort, um im Interesse der kritischen Freiheit die Entwickelungen in seinen Berichten aufzudecken.

Wie verehren Jensen in seinen Dichtungen; — wir danken ihm für die Beiträge, die er uns gewidmet hat; — aber wir befämpfen seine . . . Mißverständnisse.

Alle, die Grisebach's Buch nicht gelesen haben, werden dem Referat seines Auflägers auf's Wort glauben und so bildet sich schließlich eine Literaturlegende, die für die Zukunft eines jungen strehahmen Talentes verderblich werden kann. Wer es besser weiß, hat in solchem Fall die einfache Pflicht, zu widersprechen, und darum ist es uns ein gebietisches Herzbedürfnis, auch hier der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen.

— Jensen sagt, daß er die Art der Grisebach'schen Angriffe „in fürgen Worten erörtert“ darstellen will und erzählt zu diesem Zweck:

„Grisebach wechselt zwischen dem Richterstuhl des Kunstkritikers und des Literaturhistorers, beweist als ersterer, daß Heine jede künstlerische Beschränkung abgehe und als letzterer, daß derselbe jeder literarischen Bedeutung ermangle.“

Wie? fragen wir.

Das hätte Grisebach gesagt?

Aber lesen wir doch nur in seinem Buch!

§. 255: „Heine hat in „Bimini“ das Höchste geleistet, was die Poesie überhaupt Leisten kann.“

§. 257: In der „Königin Pomare“ hat Heine . . . „die Tragik der modernen Hölte, das Thema der langathmigen Romansoziabände

der Franzosen, in wenigen unvergänglichen Strichen gezeichnet, wie er andererseits die Tragik der reinen aber unglücklichen Liebe in jenen vier Strophen von dem Schaben aus dem Stamm der Asca und der schönen Sultans-tochter durch ein Bild voll unbeschreiblichen poetischen Zauberz darzustellen wußte."

S. 274: „Die von 1852 bis 1856 entstandenen „leichten Gedichte“ sind die Sterbegeschenke des Poeten. In einem dieser wunderschönen, tiefgründigen, rührenden Verse...“ u. s. w.

S. 288: „In seinen sublimsten Gebilden schuf Heine über ihm selbst hinausweisende Meisterwerke.“

Und das hat:

S. 6: „Heine ist trotz allem und allem unserer leichter großer Lyriker und hat seit dem 22. März 1852 keinen Rivalen gehabt.“

Und der dies Alles ausspricht, soll dem Heine „jede künstlerische Fähigung“ und „jede literarische Bedeutung“ abgesprochen haben.

Ist das eine Entstellung oder nicht? —

Und auf Grund einer solchen wird Grisebach vom Jensen ein „Sphinkten“ genannt, „Reid und Impotenz“ wird ihm vorgeworfen, er soll „ein Sacilex an der Poesie begangen“ haben, man wirft ihm mit Herostrat zusammen, ja man nennt ihn schämal den „faulisch-deut-schen Rangler zu Smyrna“¹⁾) Es ist mit freilich nicht gelungen, in dieser Bezeichnung einen ehrenwürdigen Moment zu finden, aber sie muß doch wohl einen sehr vernichtenden Kern enthalten, da Jensen sie sonst nicht sechzehn Mal wiederholt hätte . . .

Weiter sagt er:

Grisebach legt an Heine „den Maßstab des halbadernden Pastors“ und verdreht die Augen über Ungläubigkeit und Heidentum des Dichters; mit dem sittlichen Abscheu eines alten Weibes erhebt er unablässige wiederkehrende Wehgeschrei über die Unmoralität Heine's.

Von Heine's „Ungläubigkeit“ redet Grisebach kein Wort; und wenn er S. 273 sagt, daß dem Dichter „jeder christliche Sinn“ abging, so

geht aus dem Zusammenhang hervor, daß er dem Heine nur das Verständniß für die christliche Idee von Verschuldung und Buße abspricht, die im Volkslied vom Lanhäuser zum Ausdruck gelangt. Ob denn aber Jensen selbst der Meinung ist, daß Heine viel christlichen Sinn gehabt hat? Ober würde er andererseits wagen, dem Gedanken von Schuld und Sühne seine ewige Bedeutung abzusprechen? Ich möchte wohl wissen, wo hier der „halbadernde Pastor“ zum Vorschein kommen soll.

Und Heine's Unmoralität?

S. 208 sagt Grisebach: „In seinen reifsten und vollendetsten Schöpfungen ist Heine ganz sicher mit der Ethik der Poesie in Übereinstimmung und zeigt sich als ein Ablömmling des Volkes, daß er selbst als das Volk der Sittlichkeit mitten im wildesten Verzweigtheit der Nachbarnationen definit.“

Das ist ein Ton aus dem „unablässig wiederkehrenden Wehgeschrei“!

In seinen folgenden Erörterungen sucht freilich Grisebach den Beweis zu führen, daß Heine's „Neuen Gedichten“, dem lyrischen Theil des „Romanzen“ und den „leichten Gedichten“ die ethische Idee fehlt, welche „die höchste Weile der Kunst“ bildet; — aber was er damit meint, hat durchaus keinerlei Berührungspunkte mit dem „sittlichen Abscheu eines alten Weibes“:

Grisebach beansprucht nämlich für die Kunst zwar das Recht, daß Sittliche wie daß Unsittliche mit gleicher Unparteilichkeit zu schildern, und gerade gegen die Zumutungen der altweiberlichen Prärie und der pastoralen Salbe; aber sucht er dies Recht zu vertheidigen, — aber unter der Bedingung, daß durch die ethische Gesammt-Tendenz daß Unsittliche nur zum Moment herabgesetzt wird.

Eine solche ethische Tendenz vermißt er in den genannten Gedichten Heine's — und aus diesem Grunde spricht er ihnen die künstlerische Einheit ab.

Es ist dies eine ästhetische Grundansicht, mit der wir durchaus nicht bedingungslos übereinstimmen — aber sie muß diskutirt, sie darf nicht beschimpft werden . . . und welche Entstellung, dem Vertheidiger einer solchen ethischen Kunstsenschauung „den sittlichen Abscheu eines alten Weibes“ vorzuwerfen! . . . welches Ungeheuer, die Anwendung dieser Kunstsicht auf Heine's Gedichte als literarische Heiligtumschändung zu verdächtigen.

¹⁾ Am Anfang seines Urteils spricht Jensen von einem Poem „des Dr. Juris Grisebach, fast selbst deutschem Rangler in Smyrna“. Wo bleibt da die Grammatik? — Weiter unten redet er von Grisebachs „Orthographie und dem Inhalt besprechen.“ Dem Inhalt der Orthographie!

So wird in Deutschland kritisiert! . .

Gern füge ich hinzu, daß Jensen's Bemerkungen über den wohlseiten Patriotismus Grisebachs minder unbegründet sind. Indes darf nicht übersehen werden, daß Heine nach dieser Richtung hin durchaus nicht unbeholt ist. So sagt erst läufig wieder Fr. Kreysig in der „Deutschen Rundschau“: „Heine hatte keine politische und speziell keine national-politische Über. — Den deutschen Staat kannte, den preußischen liebte er nicht.“

. . . Bei der ganzen Herkulesthat Jensen hat sich nur die Autoritätsanbetung in ihrer vollen Macht offenbart. Sagt ein Grisebach, daß Lessing vielsach überhöht wird und sucht er diese Behauptung durch die Gründe Herders zu erweisen, so widerlegt man ihn nicht — o nein! Man überhäuft ihn mit Schmähungen und verlägt ihn vor dem Schöffengericht der geistlosen Gläubigkeits wegen eines furchtbaren Verbrechens: des Verbrechens eigner Meinungen. Dafür lassen wir aber die Schuhriemen unserer Autoritäten und commentieren Goethe's Küchenzettel in dicken Bänden.

Auch Jensen hat den Augenblickserfolg seines Angriffes nur dem Umstand zu verdanken, daß er für das fromme Nachbeten eine Lanze einlegt gegen das mutige Selbstdenken, daß er mit Denuncianteneifer einen feierlichen Neuerer des Urtheils an die große Armee der Gedankenlosigkeit auslieft. Was eben überkommen ist und durch das Alter geheiligt, kann unter dem schallenden Applaus der Menge immer und immer wiederholt werden, während das Neue und Kühne sich zunächst an die Unbefangenheit der vornehmen Geister wendet und meist nur als ein Saatloch auf Felsen niederschlägt: Es wird erst in späten Tagen lebendig aufgehen.

Oscar Blumenthal.

Miscellen.

Wir erwähnten im Maiheft, daß Karl Brauns „Wortgeschichte“: Bioba uns als eine alte Bekannte aus der Revue des deux mondes angemuthet hat; da wir jedoch an ein Plagiat nicht auf die bloße Erinnerung hin glauben möchten, so nahmen wir die Benützung einer gemeinsamen Quelle an. Inzwischen ist in der von Guido Weiß herausgegebenen „Wage“ der leibige Nachweis geführt, daß Karl Brauns Erzählung wörtlich aus der Revue des deux mondes herübergestohlen und da, wo sie abweicht, durch große Schnitzer entstellt ist. So kommt z. B. in der Erzählung ein Brief Tizians

vor. Er beantwortet damit — so erzählt Braun — ein Schreiben von Palmo Vecchio, worin dieser „Auskunft über die niederländische Malerschule und über ein venezianisches Küchenrezept begehrte“, — und Braun fügt hinzu: „Das begehrte Küchenrezept heißt Titian mit einer Genauigkeit und Sachkenntniß mit, welche unsern Staunen erregt.“ . . . Wie lautet nun dieses famose „Küchenrezept“? Die „Wage“ überlebt es aus dem französischen Text: — „Rimm Tichtenharz, lasst es ordentlich auf, aber nicht überkochen, mische auf zwei Theile einen von Mastix, einen von Siccatis hinzu und Du hast . . . einen Sirup, wie Du ihn Dir nicht besser wünschen kannst.“ . . . Das ist das „Küchenrezept“! „Trennen wir uns“, so schlicht Guido Weiß, „am Herde von dem Biedermann! Sollte ein ungewöhnlich Roth in seine Wangen gestiegen sein, so findet es hier seine harmloseste Erklärung.“ *

Von Berthold Auerbach erscheint nächstens 1. Mille Gedanken — unter dem Titel: „Tausend Gedanken des Collaborators.“ Ein naiver Freund, dem ich davon erzählte, rief verwundert aus: „Ich hätte gar nicht gemeint, daß es überhaupt soviel giebt!“ *

Das lieblose und plumpe Bergplättchen von poetischen Bilderblumen war von jeher ein Heldenstück Derjenigen, die man „Nare Köpfe“ nennt. Im blöden Däufel des Verlaabes befangen und ohne eignes dichterisches Anfahungsvermögen stellen sie an die Phantasie des Poeten daß Anfassen, nicht zu den Sternen zu steigen, sondern in ebenem Paradeschritt auf der Landstraße einherzutrotzen; und jede Kühne Metapher verzehnen sie gleichsam mit dem Trichtermesser. Man weiß, was Julian Schmidt auf diesem Gebiet geleistet hat. Neuerdings tritt Rudolph Wallisch in seine Fußstapfen. In einem wirren Buch: „Die Naturgeschichte der Götter“ (Leipzig 1875, A. Menzel's Verlag) sucht er in den schönsten Gesangbüchlein „die sinnlose Phrase“ nachzuweisen. So macht er zu Luther's:

„Und wenn die Welt voll Teufel wäre
Und wollt und gar verschlingen“

die weise Anmerkung: „Nun hat aber die Welt keinen irgend wie und wo bekannten Teufel, mit dem sie und verschlingen könnte!“ — Paul Gerhardt's Strophe:

„Was schadet mir das Todes Gift?
Dein Blut, das ist mein Leben,
Wenn mich der Sonne Höhe trifft,
So kann mir's Schatten geben.“

diese Strophe wird durch folgenden brutalen Scherz commentirt: „Wenn das Blut zum Sonnensturm zu gebrauchen ist, so kann man sich auch vielleicht einen Schlafrock davon machen lassen!“ — Auch Schiller wird nicht verschont:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Steigt der holde Wahnsinn zuwir.

Der realistische Kritiker bemerkt dazu: „Wer je eine Braut hat ausziehen helfen (!!), wird wissen, daß Gürtel und Schleier sehr vorsichtig abgelöst werden, damit sie nur ja nicht „entzweiz reißen!“ Es drängt sich dabei auch eine „kritische“ Frage auf: Wieviel Verluste hat Herr Gottlieb wohl „ausziehen helfen“, bevor er die Behauptung mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit aussstellen konnte? . . . Seine ganze hyper-kritische Schlaune erinnert lebhaft an Raulijs beläumte Scherzrecension über Goethes „Erlkönig“.

Seitdem die Romane und Novellen nach Spalten und Zeilen bezahlt werden, ist die Vorliebe für Anwendung des Dialogs in der Erzählung zur frankhaften Manier ausgeartet. Selbst bei den besten Erzählnern finden wir bisweilen ganze Seiten voll sader und nüchternen Gesprächswendungen, deren Dasein nur dadurch erklärt werden kann, daß sie eben — ganze Seiten füllen; man würde sich sonst vergebens fragen, warum in einem vierzähligen Dialog jersplittet wurde, was in wenigen objektiven Worten mitgetheilt werden könnte. Es scheint uns hier nützlich, auf einen im ersten Jahrgang der „Deutschen Warte“ erschienenem Aufsatz von Julius Duboc: „Über die Darstellungsweise im Roman“ zurückzusehen, worin der Verfasser die nachstehenden, äußerst zutreffenden Bemerkungen macht: „In der Anwendung des Dialogs besteht der Romanchriftsteller das sicherste und gar nicht zu ergehende Mittel, den Leser in die unmittelbare Gegenwart der Dinge zu versetzen. So lange der erzählende Ton vorherrscht, ist der Leser bloss Hörer des Wortes, wenn auch vielleicht Hörer mit warmer Empfindung; werden aber die Personen redend eingeführt, so wird aus dem Hören ein Thäter

des Wortes, d. h. er wird zum Mitlebenden dessen, was ihm lebendig vor Augen gestellt wird. Was vorher die häuber ausgeführte Zeichnung irgend einer Person war, bekommt nun Farbe, und mehr als das, Blut und Nerven und menschliche Stimme. Überall daher, wo es dem Romanchriftsteller darum zu thun ist, die Situation zu steigern, der Handlung den fühlbarsten Pulsdruck zu verleihen und die Anteilnahme des Lesers in eine erhöhte Spannung zu versetzen, verdient die Form der directen Rede, sofern sich die Situation überhaupt für die dialogische Behandlung vertwerthen läßt, den Vorzug. Um so mehr sollte der Dialog auf der andern Seite vermieden werden, wo er überflüssig ist. Jede gleichgültige Verhandlung, jeden mit wenigen Strichen zu stizitenden Gesprächsinhalt in die Form der directen Rede kleiden, heißt das Wesen des Dialogs und seine Aufgabe im Roman erkennen. . . Für den Leser vertritt das Gespräch die Stelle eines Reizmittels. Wie jedes Reizmittel im Übermaß genossen, so hat auch der Dialog, übertrieben angewendet, die Wirkung, den Geschmack, die Empfänglichkeit des Lesers abzusumpfen und — was damit im engsten Zusammenhange steht — einer Verflachung und Gehaltlosigkeit der Romanliteratur Vorleib zu leisten. Bei einiger Selbstprüfung wird jeder leicht an sich die Beobachtung machen können, daß es nach dem längeren Zeit genossenen pridelenen Reiz und der leichten Anregung, welche die dialogische Form der Rede im Roman veranlaßt, schwer hält, die nötige Sammlung und Stimmung für den Ton ruhiger Schilderung und Erzählung, überhaupt für jede Art vertiefter Behandlung in sich aufzubringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wo der Dialog aus seiner notwendigen Beschränktheit und seiner wahren Bedeutung als Kunstmittel heraustritt, wo ihm statt dessen eine Stelle als Reizmittel überwiesen wird, ein erster und entscheidender Schritt gethan ist, um den Roman auf dem Weg einer immer raffinierteren Ausbildung der Effecte jedes tieferen Gehalts zu bereauben.“

■■■ Zur Nachricht. Sendungen und Beiträgen für die Redaktion der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Gallusstr. Nr. zu richten.

Verlag von Georg Stille in Berlin. Druck der Bierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaktion verantwortlich: Georg Stille in Berlin.

Naherstigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsberecht verboten.



— Inserate.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Durch alle Wetter.

Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack.

Dritte verbesserte Ausgabe.

Miniatür-Ausgabe.

Mf. 3. — Elegant gebunden Mf. 4. 50.

Dieses komische Epos, welches, stilemweise die Sensationsromane parodirend, doch das selbständige Interesse einer reichen und spannenden Fabel besitzt, hat die wiesentliche Anerkennung gefunden und ist von Rudolf Gottschall als eine Perle unter den neuesten poetischen Productionen bezeichnet worden. „Schack's Roman im Versen“ — sagt derselbe weiter — „ist reich an poetischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muße nicht mit vollen Altvorben in die Gaiten greift, da schlüttelt ein weltweiter Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurentheiten durcheinander.“

Stuttgart, Juni 1875.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien soeben:

Für alle Wagen- und Menschen-Classen.

Plandereien von Station zu Station

von

Oscar Blumenthal.

3 Bändchen von 7—8 Bogen in illustriertem Umschlag.

Fräkt:

Aus Gräbke's Leidenschaft. — Nach neuen Akten. — Junge Villon. — Der Sänger des Mirza Schaffy. — Aus einem verschollenen Buche. — Allgemeine deutsche Biographie. — Bonnoms. — Das Arztlid. — Wie der Literatur zu helfen ist. — Eine kleine Berichtigung. — Die Polizeiblätter (Spizierblätter). — Die heilige Schakone. — Zu der Table d'hôte. — Bogengesplagen. — Birthausbegegnungen. — Ein Abend bei Bienerca. — Eine Bekleidungsgegeschichte. — Die Peccia des Garoto. — Das unsre lieben Frauen.

Für die Reise- und Badefahrt

gibt es keine angenehmere und reichhaltigere Verstreungsschrift — keine, über die Wiss und Laune so verträglich auszugehen sind.

Preis pro Band; 1 Mark.

NB. Von den „Wiederholt aufgelegten“ derselben Verfassers befindet sich eine zweite vermehrte Auflage unter der Presse, nachdem die erste von zweitausend Exemplaren in drei Monaten vergessen ist.

Einbanddecken

zum ersten Bande

der Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik

elegant im English-Leinwand mit silvösen Krabben in Gold- und Schwarz, Druck reich und geschmackvoll verziert sind zum Preise von 1 Mark 50 Pf. durch alle Buchhandlungen sowie durch die Verlagsbuchhandlung zu beziehen.

